



Riesengebirgs-Jahrbuch
1967



Riesengebirgs-Jahrbuch
1967

RIESENGBIRGS-HEIMATVERLAG RENNER
KEMPTEN IM ALLGÄU



*Die schöne Mariensäule am Stadtplatz von Schatzlar
mit Blick zur Pfarrkirche*



Pfarrkirche zu Pilsbäu



Aus Rübzahl's Winterreich

Der 100 jährige Kalender für 1967

nach den historischen Unterlagen

Das Jahr insgesamt:

Das Martialishe Jahr ist gewöhnlich mehr trocken als feucht. Obwohl es zu gewissen Zeiten wohl ganz schön regnet, gibt es doch mehr trockene Tage.

Die Wintermonate ab Januar:

Der Winter ist im Anfang nur wenige Tage ganz kalt und hat auch viel Mengen Schnee. Danach aber ist es bis zum Ende ganz lind und ohne Schnee, doch mit vielen Winden erfüllt.

Januar:

- 1. — 3. trüb und dabei mittelmäßig kalt
- 4. — 6. großer Regen
- 7. — 9. mittelmäßig kalt
- 10. Regen und Schneebuzen
- 11. — 17. unbeständig mit Wind
- 18. — 22. Regen, kleine Güsse
- 23. — zum Ende unbeständig, mit Regen, Wind, Schnee und auch Nebel

BAUERN- UND WETTERREGELN:

*Wenn an Neujahr die Sonne lacht,
gibt es viel Fische in Fluß und Bach.*

*Wenn bis Drei König kein Winter ist,
kommt keiner mehr.*

*Januar muß krachen
voll der Frühling lachen.*

*Donner's im Januar über'm Feld,
kommt später große Kält.*



Bald ist die Peterbaude erreicht

Februar:

- 1. — 6. trüb, Regen, Nebel, Wind
- 7. hell und ziemlich kalt
- 8. — 11. trüb mit Regen und Schnee
- 12. — 16. hell und kalt
- 17. Regen oder Schnee
- 18. — 21. kalte Winde
- 22. — 26. hell; dabei früh kalt und gefroren, doch wird es nachmittags lieblich und warm
- 27. trüb, nachts kalter Regen
- 28. rauh und kalt

BAUERN- UND WETTERREGELN:

*Gibt's an Lichtmeß Sonnenschein
kommt auch noch viel Schnee herein.*

*Besser in Hornung zu Hause frieren,
als draußen im Sonnenschein spazieren.*

*Wenn die Katz im Februar in der Sonne liegt,
muß sie im März wieder hinter den Ofen.*

*Der Februar muß stürmen und blasen
soll das Vieh im Lenze grasen.*

*Milder Februar,
Elend das ganze Jahr.*



Auch im März war Rochlitz noch manchmal eingeschneit

Der Frühling

ist gewöhnlich trocken, rauh und kalt, und sollte man recht großen Fleiß anwenden, daß man die Schafe nicht zu lange auf die Wiesen gehen läßt, sonst wird gar zu wenig wachsen. Der Frühling hat außerdem viel Reif, und bis zum 8. Juni rauhe Luft, die dem Weinwuchs und allen Früchten schädlich ist.

März:

- | | |
|------------|---|
| 1. — 7. | rauh, kalt und windig |
| 8. — 17. | sehr kalt, Schnee liegt aber keiner |
| 18. — 19. | Wind, Schnee und Regen |
| 20. + 21. | hell, dabei ist es vormittags sehr kalt |
| 22. — 30. | kalt aber wenig Schnee; Wind und zuletzt Nebel |
| ab dem 21. | pflügt es früh hart zu gefrieren. Die Tage aber sind meistens schön |

BAUERN- UND WETTERREGELN:

*Wenn's donnert in den März hinein,
wird's eine gute Ernte sein.*

*Wenn es Kunigund friert,
man's noch 40 Nächte spürt.*

*Ist am Joseftag das Wetter schön,
folgt ein gutes Jahr.*

*Donnert es sehr früh im Jahr
eh die Bäume noch Blätter haben,
ist noch Kälte zu erwarten.*

*Siehst Du im März gelbe Blumen im Freien,
dann magst getrost Du den Samen streuen.*



Die alte Schlesische Baude wurde gerne besucht

April:

1. — 16. Es pflegt weiter morgens zu gefrieren. Tags aber ist nun
rauhes Wetter, zuweilen auch mit Schnee vermengt
17. — 22. Es fällt linderes Wetter ein, auch mit Regen
23. — 28. Wieder Reif und rauhes Wetter
29. — 30. Das Wetter bessert sich, es wird schön und warm

BAUERN- UND WETTERREGELN:

*Trockenheit im April
taugt nicht allzuviel.*

Aprilschnee ist besser als Schafmist.

*Warmer Aprilregen,
ist ein großer Segen.*

*Am Karfreitag Sonnenschein,
bringt uns reiche Früchte ein.*

*Trockener März, nasser April, kühler Mai,
füllt Scheuern, Keller und bringt auch viel Heu.*



Hier entspringt die Elbe

Mai:

- 1. ist noch schön Wetter
- 2. — 6. es fängt an zu donnern, und dann folgt wieder trübes und rauhes Wetter, das auch kühl ist
- 7. — 9. drei linde Tage
- 10. es gefriert nachts das Wasser zu Eis
- 11. — 19. wilde, rauhe, trübe und ungestüme Tage mit Reif
- 20. — 28. folgt schönes und auch warmes Wetter
- 29. wieder nachts gereift
- 30. nachts sogar gefroren

BAUERN- UND WETTERREGELN:

*Pankratzi, Servazi und Bonifazi,
sind 3 frostige Bazi.
Und zum Schluß da fehlt dann nie,
die kalte Soptie.*

*Viel Regen im Mai,
wenig Regen im September.*

*Mairegen auf den Saaten
dann regnet es Dukaten.*

*Die erste Liebe und der Mai
gehen selten ohne Frost vorbei.*



Bei der Elbfallbande stürzt sich die junge Elbe über 60 m in den Elbgrund hinab

Der Sommer:

Unter allen Planeten hat Mars den hitzigsten Sommer, so daß bisweilen die Sonne durch ihre Hitze in den Wäldern das Holz anzündet. Und nicht nur die Tage sind hitzig, sondern auch die Nächte sind sehr warm und wohl auch unleidlich. Brunnenquellen und Flüsse werden klein. Manche Quelle wird versiegen.

Juni:

1. fängt mit Reif an
2. — 7. es folgt darauf trübes, windiges und unbeständiges Wetter mit Regen. Die Regen aber sind alle ungeschlacht und böse
8. Reif
9. schön und warm, bisweilen kommt Donner
10. — zum Monatsende das schöne Wetter hält an, den ganzen Monat. Manchmal kommt Donner dazwischen, aber nicht allzu viel

BAUERN- UND WETTERREGELN:

*Auf den Juni kommt viel an,
ob die Ernte soll bestahn.*

*Juni feucht und warm,
macht den Bauern nicht arm.*

*Wie's Wetter zu Medardus fällt,
es bis zu Mondeschluß anhält.*

*Ist Fronleichnam schön und klar,
gibt's guten Wein in diesem Jahr.*

*Regen am Siebenschläfertag
regnet's noch 40 Tage danach.*



Von der Prinz-Heinrich Baude, am Rand des großen Teiches, hatte man einen schönen Ausblick zur Schneekoppe

Juli:

1. — 11. Schon mit großer Hitze beginnt der Juli, sowohl bei Tag,
als auch bei Nacht, doch gibt es Hagel, und das fast täglich.
Mal mehr mal weniger. Die Wetter zünden oft.
Doch zwischendurch auch mal schöne Tage
12. — 20. Nun folgt trübes und kühles Wetter mit viel Regen
21. — 27. folgt wieder warmes Wetter und bleibt hell bis auf den
28. da beginnt es zu regnen und bleibt so bis zum Ende

BAUERN- UND WETTERREGELN:

*Mariä geht über das Gebirge
da soll es nicht regnen.*

*Fängt der Juli mit Tröpfeln an,
so wird man einen langen Regen han.*

*Ein langer Juliregen
nimmt fort den Erntesegen.*

*Blawe Blumen steh'n gar schön im Korn,
doch dem Bauern sind sie bei der Ernte ein Dorn.*

*Jakobus in sonnenbeller Gestalt,
macht uns die Weibnacht rash und kalt.*

Wie der Juli, so der nächste Januar.



*Zu Maria Himmelfahrt feierte man das Schneekoppenfest
Schlesische Bande und Kapelle*

August:

- 1. der Monat fängt schön an, früh mit Nebel
- 2. — 10. schön warm und hitzig
- 11. — 17. etliche Gewitter
- 18. — 31. schön warm und trocken, nur zwischendurch mal
einige Gewitter

BAUERN- UND WETTERREGELN:

*Spielen die Mücken bei Sonnenuntergang im Schatten,
folgt warmer und sanfter Regen.*

*Wer im Heumond nicht gabelt,
in der Ernte nicht zappelt,
und im Herbst nicht steht früh auf,
muß seh'n wie es im Winter geht.*

*Ist's in der ersten Augustwoche heiß,
so bleibt der Winter lange weiß.*

*Maria Himmelfahrt klarer Sonnenschein,
bringt zumeist vielen und guten Wein.*

*Regnet es an St. Sebald
nabet teuere Zeit sehr bald.*

*Wenn's der August nicht kocht,
bratet's der September nimmer.*



Die Hempelbaude, 1 km vom kleinen Teich entfernt war ein beliebtes Ausflugsziel

Der Herbst:

Der Herbst ist ganz unterschiedlich. Mal heiß und trocken, dann wächst guter Wein. Doch öfter ist er kühl und naß. Vor dem Advent wird es kaum zuschneien. Besonders im Oktober wird es wohl manchmal frieren, doch ist der November größtenteils warm.

September:

- 1. — 12. herrliches schönes warmes Wetter
- 13. — 16. etwas kühles und herbstliches Wetter mit Regen fällt ein
- 17. — 27. das schöne und gute Wetter kommt wieder
- 28. — 30. trübes Regenwetter fängt an

BAUERN- UND WETTERREGELN:

*Wie sich das Wetter an Mariä Geburt verhält,
so ist's noch weitere 4 Wochen bestellt.*

*September-Donner prophezeit,
vielen Schnee zur Weihnachtszeit.*

*Wenn der Eichbaum noch sein Laub behält
so folgt im Winter strenge Kält.*

*Ist's auf Matthäi-Tag schön hell,
solch' Wetter noch vier Wochen anhält.*

*Ist der September lind,
ist der Winter ein Kind.*

*Ein Herbst der warm und klar,
ist gut für's nächste Jahr.*

*Ist die Nacht vor Michael hell,
kommt der Winter hart zur Stell'.*



*Die Reisfrägerbaude erbaut von Kurt Endler,
ist die westlichste vornehme Gebirgsbaude*

Oktober:

- 1. — 4. ungeschlachtet und böses Wetter
- 4. + 5. Reif
- 6. — 15. vermishtes Wetter, bald schlecht, mal wieder schön
- 16. ein schöner, warmer Sommertag
- 17. — 23. vermishtes Wetter
- 24. gefroren
- 25. — 26. schöne Zeit
- 27. nachts ziemlich gefroren
- 28. — 30. es wird kälter, ziemlich hart gefroren

BAUERN- UND WETTERREGELN:

*Im Oktober Sturm und Wind,
ans den frühen Winter künd't.*

*Schneit's im Oktober gleich,
wird der Winter weich.*

*Wenn die Bäume gar zweimal blüh'n,
wird sich der Winter bis in den Mai binzielh'n.*

*Ist im Oktober das Wetter hell,
bringt es her den Winter schnell.*

*Hat der Oktober viel Regen gebracht,
hat er die Gottesäcker bedacht.*

*Wenn Frost und Schnee im Oktober war,
so folgt ein gelinder Januar.*



*Das Grand Hotel, früher „Deutscher Kaiser“
ist eines der größten Hotels in Spindlermühle*

November:

1. — 8. die ersten Tage gefriert es noch, am Tage aber schön warm
9. — 21. trüb Wetter, mit Regen und Nebel
22. — 28. es gefriert wieder
29. nachmittag gibt es Sonnenschein

BAUERN- UND WETTERREGELN:

*Der Allerseelentag
will drei Tröpfle Regen han.*

*Wenn's im November blitzt und kracht,
ins nächste Jahr der Bauer lacht.*

*Wenn um Martini Nebel sind,
dann bleibt der Winter selbst gelind.*

*November tritt off hart herein,
braucht nicht viel dahinter sein.*

*Wie sich der 21. 11. anlät,
so soll der ganze Winter beschaffen sein.*

*Andreas Schnee,
bleibt 100 Tage liegen.*



Tief verschneite Dorfstraßen in Lauterwasser

Der Winter:

Der Winter ist dann ziemlich kalt und mehr trocken als feucht. Auch ist er unbeständig, denn immer wechselt große Kälte mit Schnee und Regen. So ist es fast durch und durch.

Dezember:

- 1. — 9. Fängt an mit Frost, Regen und Glatteis. Trüb
 - 10. Schnee
 - 11. — 17. Schnee und hart gefroren
 - 18. es regnet
 - 19. — zum aber nun ist es kalt, sehr kalt, bis zum neuen Jahr
- Ende

Wind und Ungewitter:

Dieses Jahr hat es viele große, schwere und gefährliche Ungewitter mit großem Windbrausen und Graupeln, die nicht allein nur den Früchten sehr schädlich sind, sondern die auch viel einschlagen und zünden und manch eine Feuersbrunst verursachen. Dabei gibt es aber gar keine sehr großen Güsse vom Himmel.

BAUERN- UND WETTERREGELN:

*Steht Barbara im Grünen,
kommt's Christkind im Schnee.
Wenn Luzia die Gans gebt im Dreck,
so gebt sie am Christtag auf Eis.
Je näher das Christfest dem
Neumond fällt,
je bitterer wird das Jahr dann
werden.*

*Wenn Christkindlein Regen weint,
vier Wochen keine Sonne scheint.
Wenn die Zeit von Weibnacht bis zu
Dreikönig neblig und dunkel,
so soll das Jahr darauf Krankheit
folgen.
Wie auch das Wetter sich gestaltet,
beim Jahresschluß die Hände jaltet.*

Das Riesengebirge und das Braunauer Ländchen

Erinnerungen

Es ist nur ein schmaler Streifen deutschen Landes, der das Braunauer Ländchen mit dem Gebiete um Trautenau und dem Riesengebirge verbindet. Wir im Braunauer Ländchen waren recht abgeschlossen. Das spüren wir Braunauer Benediktiner jetzt ganz besonders. Von Rohr fahren wir in fünf Viertelstunden nach München. Nach Landshut, der Stadt des Regierungsbezirkes, brauchen wir nur eine Stunde. In die Bischofsstadt in Regensburg bringt uns das Auto schon fast in einer halben Stunde. Nach Prag brauchte ich einst vier Autostunden.

Auf der einen Seite des Ländchens bildeten die Felswände des Sterngebirges die Sprachgrenze. Auf den drei anderen Seiten umrahmte uns reichsdeutsches Gebiet, seit Schlessen und die Grafschaft Glatz von Österreich losgetrennt worden waren. Wir gingen daher schon als Kinder leichter und öfter ins „Preische“, wenn wir ein Viertel Kaffee oder ein Pfund Zucker heimlich „paschten“. Auch die Mutter Gottes vom Heilig Albendorf, dem „Schlessischen Jerusalem“, lag uns näher und zog uns mehr an als etwa beliebte Wallfahrtsorte im Bereiche des Trautenauer Bezirkes.

Dennoch war für uns Braunsche Trautenau eine große Stadt, die Metropole des Riesengebirges. Dort gab es viele und große Fabriken, einen reichen Handel und ein berühmtes Schlachtfeld. Ich kam als Schüler der 4. Gymnasialklasse mit meiner Tante und meinem Bruder Josef von Johannisbad zum ersten Male nach Trautenau (1906). Wir hatten in den Ferien die Schneekoppe besucht. Ich bewunderte nun einfach alles: die große feierliche Erzdekanalkirche, die schönen Verkaufsläden am Ringplatz, der mir großer schien als unser Braunauer. Da gab es auch einen wirklich prachtvollen Park, der Trautenau geradezu auszeichnete. Und droben am Berge die fromme Kapelle, in der ich viele Jahre später tief-ergriffen die heilige Messe feiern konnte. Erschütternd waren die Denkmäler für die gefallenen Helden des traurigen Bruderkrieges von 1866. Als kleinen Österreicher erfüllte es mich doch mit einem bescheidenen Stolz, denn bei Trautenau hatten die tapferen österreichischen Soldaten den einzigsten Sieg im 66. Kriege errungen. Noch beeindruckt von der Schneekoppe, dem höchsten Berge Böhmens, fand ich einfach alles großartig. Es gab freilich noch am Abend des schönen Tages, wie immer im Leben, ein Tröpfchen Wermut, denn um ein Haar hätten wir beinahe den Zug nach Hause verpaßt.

Ich nahm viele neue Eindrücke mit heim und manche Bilder jenes ersten Besuches einer größeren Stadt sind mir unvergeßlich geblieben. Aber die Liebe zum Braunauer beimatlichen Ländchen erstarb nicht. Im Gegenteil. Es erwachte in dem jugendlichen Braunauer Patrioten der Ehrgeiz: aus Braunau muß auch etwas Großes werden.

Zuerst grübelte ich nach und ich mußte eingestehen: Trautenau ist größer, übertrifft in vieler Hinsicht unser Städtchen mit nur etwa 8000 Einwohnern. Doch eines hat es nicht, es gibt in Trautenau kein so herrliches Kloster. Im vergleichenden Denken erwachte die begeisterte Liebe zur Heimat. Wenn ich beim Poplhofe hinausging auf der Schönauer Seite im Osten, da stand vor mir drüben das Kloster

gewaltig und mächtig wie ein Schloß. Auf Felsen gegründet, ragte es empor und das kleine liebe Städtchen schmiegte sich um die schützenden Mauern. Und tatsächlich ist Braunau von den Husiten im Jahre 1421 nicht erobert worden wie Jaromer, Königshof und Trautenau. Ich war glücklich, daß wir im Braunschens doch etwas rühmen durften, was die Trautenauer nicht hatten. Ich ahnte damals nicht, wie entscheidend das Kloster für mich werden sollte in Zeiten, die man wesentlich nur mit dem Dreißigjährigen Kriege vergleichen kann.

Mit dem Braunauer Kloster war eine Schule verbunden, die von den Patres, Benediktinern, geführt wurde. Das Stiftsberggymnasium der Benediktiner zu Braunau, so war sein Titel, entstand aus einer uralten Klosterschule, einer der ältesten in Böhmen. Sie reichte bis ins späte Mittelalter. Der Historiker Balbin berichtet, daß Ernst von Pardubitz, der erste Erzbischof von Prag (1343—64) von Glatz, wo sein Vater Statthalter war, nach Braunau zu den Benediktinern auf eine Zeit kam, um da zu lernen. Diese Klosterschule vermochte selbst der Dreißigjährige Krieg nicht zu vernichten. Noch während der kriegerischen Wirren hat der damalige Abt mit schlesischer Hilfe die Schule wieder erneuert. Sie war eben in echt benediktinischem Geiste ein Herzensanliegen der Braunauer Äbte und ich darf hinzufügen auch in der neuen Heimat in Rohr. Das Rohrer Gymnasium ist reicher an Schülern als jemals das Braunauer war.

Das Gymnasium von Braunau stellte vor allem die geistige Verbindung mit den Gebieten unter dem Riesengebirge her. Es war die erste höhere Schule von ganz Ostböhmen. Das Gymnasium in Arnau, die Lehrerbildungsanstalt und die Realschule in Trautenau wurden viel später, erst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts gegründet und das Realgymnasium in Hohenelbe ist noch viel jüngeren Datums. So war es ganz natürlich, daß bis in die jüngste Zeit begabte Knaben aus dem ganzen Gebiete des östlichen Böhmens bis gegen Gablonz hin in Braunau studierten, besonders jene, die Priester werden wollten. Es ist hier nicht möglich, alle Pfarrer des Trautenauer Landes aufzuzählen, die in Braunau studiert hatten. Aus meiner Klasse, wir maturierten 1910, wurden von 21 Maturanten, von denen 18 Katholiken waren 4 Priester. Davon stammten 3 und 1 Benediktiner aus dem Trautenauer Gebiet. Ich will nur diese wenigen hier aufzählen. Es waren dies der hochwürdigen Pfarrer: Josef Neumann, gestorben im Adlergebirge, Josef Müller, Pfarrer in Freiheit, er stammte aus Döberle und der Braunauer Benediktiner Alfred Emmeran Selinger, Dechant von Braunau und dann Pfarrer in Rohr (gest. 1957), mein treuester Helfer und Berater in allen großen Anliegen meines nicht leichten Lebens. Er war geboren in Königshau bei Trautenau.

Ein berühmter Braunauer Schüler war der Bischof von Leitmeritz, Schöbel, der Vorgänger des heiligmäßigen Leitmeritzer Oberhirten Groß, der aus Radowenz stammte.

Umgekehrt traten hervorragende Söhne des Riesengebirges, ehemalige Absolventen des Gymnasiums, in die Benediktinerabtei in Braunau ein. Ich nenne nur den gelehrten Abt Bruno Čtvrtěčka, der fast 40 Jahre das Kloster in Braunauer leitete. Professoren am Gymnasium waren P. Theodor Lebeda, Ludwig Christoph. Als Pfarrer betreuten das Braunauer Volk P. Benno Christoph aus Trautenau, P. Alois Fleischer aus Döberle, P. Edmund Hanusch aus Kaile, P. Christin Franz aus Gabersdorf.

Der bekannteste Benediktiner war wohl P. Vinzenz Maiwald, Professor, dann Direktor und Regierungsrat, hochgeehrt von Kirche und Staat, ein Arnauer.

Als das religiöse Leben in Ostböhmen erwachte, wurde Trautenau ein religiöser Mittelpunkt. Katholikentage wurden gefeiert und der Königgrätzer HH. Bischof, der spätere Prager Kardinal Karl Kalpar, kam zu seinen Diözesanen und sprach mit ihnen in seiner menschenfreundlichen Art. Hohenelbe wurde das Zentrum der christlichen Arbeiter, dessen Leiter Herr Josef Renner auch das Braunauer Ländchen erfaßte. Als im Dritten Reiche die deutschen Teile von tschechischen Diözesen getrennt wurden, ernannte der Heilige Stuhl den hochwürdigsten Herrn Erzdechanten von Trautenau, den HH. Prälaten Richard Popp zum Generalvikar des deutschen Anteils der Diözese Königgrätz.

Eine schöne, gesegnete Heimat haben wir verlassen müssen und seine Bewohner sind über ganz Deutschland zerstreut. Der Vater droben halte schützend seine allmächtigen Hände über Land und Volk. *Dr. Dominik Prokop, Abt OSB.*



Trautenau

Stadtplatz, Rathaus und Erzdekanalkirche geben der Stadt ihr besonderes Gepräge



Freiheit von Osten gesehen

Aus der Geschichte der Stadt Freiheit

von Alois Tippelt, früherer Freiheit

Die Freiheiter waren seit jeher sehr rühmige Riesengebirgler. Sie haben durch die Jahrhunderte nicht nur eifrig nach Gold und Silber gegraben, sondern sie zeigten auch viel Sinn für Geist, Gemüt und Bürgersinn. Blättern wir nur ein wenig in ihrer Geschichte, wir finden vieles, was von ihrem Fleiß und ihrer Tüchtigkeit zeugt.

Man entschuldige mir, wenn ich in den folgenden Zeilen nicht das Freiheit der letzten Jahre vor der Vertreibung würdige, das hat bereits Herr Prokurist F. Zinnecker in der Folge 10/1952 der „Riesengebirgsheimat“ meisterhaft getan, meine Absicht ist lediglich die, an Hand der gedruckten *Geschichte der Stadt Freiheit* von Stadtssekretär Bernhard Hampel, die anlässlich der Eröffnung des Ortsmuseums von Freiheit im Jahre 1927 erschien, einzelne urkundlich belegte Abschnitte, freilich stark gekürzt, wiederzugeben.

Im Protokollbuch Nr. 10 der Bergstadt Freiheit ist auf Folio 166 zu lesen, daß im Jahre 1006, am Tage Margarethe, anlässlich einer großen Verlosung der „Wüsteneien“ um Trautenau der Meierhof beim Aupaübergang, wo heute die Stadt Freiheit steht, an Peter Hostolovsky fiel.

Im gleichen Protokoll ist aber auch zu lesen, daß im Jahre 1009 ein Edelmann, namens Distel Burkovsky, der dem Kaiser Heinrich treu gedient hatte, ein Erbgut bei Jungbuch geschenkt bekam, das sich später zu einer „Perkstatt“ entwickelte.

Nach der Chronik von Simon Hüttel soll Freiheit im Jahre 1009 unter der Regierung des Landesfürsten Udalrich von einem Untertanen des Burggrafen Albrecht Trautenberg zu Trautenau gegründet worden sein.

Hiermit ist schwer zu entscheiden, wer der eigentliche Gründer von Freiheit ist, bzw. ob das Jahr 1006 oder 1009 als das Gründungsjahr anzusehen ist. Jedenfalls verdankt die Stadt deutschen Bergleuten ihre Errichtung, die im 11. und 12. Jahrhundert hier nach Edelmetallen schürften. Als dann unter dem „goldenen Rehorn“ tatsächlich Gold und Silber gefunden wurden, nahm die Ansiedlung einen raschen Aufschwung.

Die böhmischen Könige waren nie kleinlich hinsichtlich der Erhebung von „Ortern“ zu Städten, desgleichen in der Vergebung von Privilegien. Es verwundert daher nicht, wenn der spätere Schutz- und Grundherr von Silberstein die Erhebung der Ansiedlung zur Stadt durchsetzte, sie mit Vorrechten als Bergstadt ausstatten ließ und ihr den Namen „Bergstetl Freyheit unter dem güldenen Rehorn“ verliehen ließ, wie dies in den vorhandenen Privilegien, sowie aus dem alten Stadtsegel von Jahre 1634 zu ersehen ist. Daß schon zu sehr früher Zeit ein reger Bergbau bestand, wird unter anderem auch durch die Nachricht erhärtet, daß zur Zeit der Mongolenstürme bei Wahlstatt (1241) aus unseren Bergen 600 Bergknappen den Tod fanden.

Freiheit ist mit der Geschichte der Grundobrigkeit der Herrschaft Wildschütz auf das innigste verbunden. Während die Nachbargemeinden im Laufe der Zeiten öfters ihre Grundobrigkeit wechselten, verblieb Freiheit bis 1848 ununterbrochen unter der Schutz- und Grundherrschaft Wildschütz.

Es waren die Silbersteine, die im Jahre 1513 ihren beiden Schutzstädtchen Pilsnikau und Freiheit die Gerechtsame als Städte erzwangen, sie dann zu untertänigen Schoßstädten erhoben und selben gestatteten, sich mit einer Mauer zu umgeben, Handwerker und Handelsleute aufzunehmen und Märkte abzuhalten; alles Rechte, die den offenen Dorfgemeinden zu keiner Zeit zugestanden wurden.

1556 erwarb Christoph Silber von Silberstein von Ferdinand I. eine königliche „Bergfreiheit“ auf das „Goldene Rehorn“, die 1564 erneuert wurde. Die diesbezügliche im Stadtarchiv aufbewahrte Urkunde, versehen mit dem Siegel und der eigenhändigen Unterschrift des Kaisers Ferdinand III. besagte, daß die von seinen Vorfahren verliehenen Bergfreiheiten und Gerechtsame einer Bergstadt, dem *Stadl Freiheit* am 16. März 1648 neuerlich bestätigt werden, was auch von den Nachfolgern, so Kaiser Joseph II. am 10. Feber 1784 und Kaiser Franz I. am 20. April 1827 geschah.

1577 wurde Freiheit vertraglich den Brüdern Karl und Christoph Silber zugesprochen und ging 4 Jahre später, 1581, nebst dem Schlosse Wildschütz in den Besitz der Beatrix Sadowsky, geb. Silber über.

Im Jahre 1591 wanderten 300 Holzarbeiter ins Riesengebirge ein, welche aus den Alpenländern stammten. Die Familiennamen Wimmer, Brunnecker, Zinnecker, Sagasser, Pradler, Hofer, Schwantner, Trübenecker, Erlebach und andere weisen darauf hin.

Weil Adam Silber von Silberstein Protestant blieb, wurde er von Kaiser Ferdinand II. seiner Güter verlustig erklärt und landesverwiesen. Die Herrschaft Wildschütz erhielt 1638 der Reichsgraf Weiher. Nach dessen Ableben erbte 1664 die Tochter Cäcilia Elionore, verehelichte Gräfin Breuner, das Wildschützer Gut samt Freiheit. Die gleiche Gräfin ließ 1673 bei dem zu Freiheit gehörenden Johannisbrunn eine neue Kapelle erbauen.

Am 5. Feber 1675 verkaufte die Gräfin Breuner die Herrschaft Wildschütz mit den Städten Freiheit und Pilnikau, Weigelsdorf, Hartmannsdorf, Glasendorf, Jungbuch, Silberstein, Johannisbrunn, auch das Bergwerk Freiheit um 1800 fl. und 500 Dukaten Schlüsselgeld, dem Fürsten Johann Adolf Schwarzenberg. Im Jahre 1790 erwarb der Großkaufmann und Leinwandgroßhändler Johann Franz Theer aus Arnau die Herrschaft Wildschütz. Infolge seiner Verdienste als Wirtschaftspionier wurde er als „von Silberstein“ geadelt. Einer seiner Nachkommen und zwar Baron Eduard Viktor von Silberstein starb schon im 30. Lebensjahr 1861 zu Wien. In seinem Testamente hatte er bestimmt, daß die Herrschaft Wildschütz zu verkaufen sei und der Reinertrag sei an arme Studenten der Universitäten in Prag und Wien zu verteilen.

Durch das Patent vom 7. September 1848 war von Kaiser Ferdinand I. die Untertänigkeit unter die Grundobrigkeit aufgehoben worden. Ab diesem Datum war Freiheit erst wirklich eine „freie Stadt“.

Was den Bergbau als solchen betrifft, sind leider keine näheren Daten und glaubigten Nachrichten vorhanden, mit Ausnahme einiger Aufzeichnungen in den Protokollbüchern.

Laut diesen wird von einem Bergwerk in Freiheit erstmalig aus dem Jahre 1546 berichtet. Scheinbar muß es damals um dieses Bergwerk sehr schlecht bestellt gewesen sein, denn Kaiser Rudolf II. fühlte sich anno 1580 über Bitten der Freiheiter Bürgerschaft bewogen, den ihm gebührenden zehnten Teil (Zehent) der Ausbeute nachzulassen und zu gestatten, daß das nötige Grubenholz unentgeltlich den kaiserlichen Waldungen entnommen werden kann; auch wurden alle anderen Abgaben erlassen. Laut Urkunde vom Jahre 1577 gehörte ein Teil der Bergwerke in Freiheit und „die große Pinge“ in Klinge dem Herrn Silber von Silberstein. Auch Freiheit besaß in Klinge einen Stollen der großen Pinge nebst der Wirtschaft Nr. 5 samt Feldern, wofür Freiheit noch 1767 an die Herrschaft Wildschütz den Quartalszins von 1 fl. 33 kr. entrichtete.

Die Ergiebigkeit des Gold- und Silberbergwerkes wurde am 4. März 1673 vom Landprobierer Karl von Goldtburg überprüft. Das Ergebnis besagte: „Der Goldschlich hat gewogen 39- $\frac{1}{2}$ Dukaten Wiener Markgewicht, wägt 8 Loth weniger $\frac{1}{2}$ Quintel. Ist heraus kommen 21 Dukat; in durchgüßen Golt fein 23 Karat 11 gran.“

Am 8. August 1679 hat Graf Breuner samt der Ehefrau und des Herrn Bruders, Weihbischof von Olmütz, auch ein böhmischer Adeliger Schalsky, zusamt zwei Paters Geschwister, das Bergwerk in Augenschein genommen und durchgegangen.

Im Jahre 1681 wurde der alte Schacht mit Holz ganz neu ausgebaut und ein neues Dach angefertigt.

Am 17. Juli 1764 wurde das Bergwerk auf Anordnung des Fürsten Schwarzenberg vom Direktor Mathias Slama und Rentmeister Johann Wenzel Swieteczy nebst dem Bürgermeister Franz Anton Stephan und einigen Ratsherren besichtigt.

Am 23. August 1764 wurde das Goldbergwerk vom fürstlichen Bergverwalter Karl Schindler neuerlich besichtigt und am 25. desselben Monats von dessen Sohne Johann genau vermessen, beschrieben, eine Karte verfertigt und dem Fürsten Schwarzenberg zum Gebrauch übersandt.

Im gleichen Jahre wurden Käufer durch Rundschreiben zur Übernahme von Kuxen aufgefordert, da durch das Aufblühen des Kuttenberger Bergwerkes der hiesige Bergbau stark zurückgegangen war. Doch infolge der noch andauernden Kriegsunruhen (Siebenjähriger Krieg!) fanden sich keine Kauflustige, so daß sich der Herrschaftbesitzer Fürst Schwarzenberg im Jahre 1772 genötigt sah, das Freiheiter Bergwerk aufzulassen und 1781 das Pochwerk zur Gänze abzutragen. Somit wurden nach hundertjähriger Ausbeutung die Betriebe der Gold- und Silberbergwerke in Freiheit eingestellt, welche den eigentlichen Anlaß zur Gründung der Stadt gegeben hatten.

Auch nach *Koble* und *Graphit* war am Kuhberg und Klippelberge geschürft worden. Letztmalig auf dem Klippelberge in den Jahren 1853 und 1854 auf Kosten des Herrn Anton Fischer aus Hobenelbe und unter Mitbeteiligung der Herren Ignaz Seiffert in Freiheit Nr. 64 und Pfarrer Wenzel Fuchs u. a. auf der Parzelle K=Z. 216. Das Unternehmen mußte aber wegen Wassereinbruch nach erreichter Tiefe von 45 Ellen und wegen Geldschwierigkeiten (Anschaffen eines Pumpwerkes) wieder eingestellt werden. Sichtbare Spuren dieser Bergwerkstätigkeit waren auf beiden Bergen, am Kuhberg und Klippelberg, bis zuletzt noch sichtbar.

Das Urbarium der Herrschaft Wildschütz enthält unter anderem ein genaues Verzeichnis der jährlichen *Pflichtabgaben* und *Schuldigkeiten* der untertänigen Bergstadt Freiheit. Wir übergehen jedoch dieses Kapitel, da es zu weit führen würde, zumal an solchen Statistiken i. d. R. nur ein Teil der Leser interessiert ist. Vielleicht ist aber interessant zu hören, daß die Freiheiter Untertanen ihren Abgaben stets genau und pünktlich nach Heller und Pfennig nachgekommen sind, so daß ihnen die Obrigkeit ein Teil der Robot gnädigst erließ.

Freiheit hatte von jeher einen guten Ruf hinsichtlich seiner *Jahr- und Wochenmärkte* in einem weiten Umkreis. Nach Simon Hüttel durfte es seit 1580 zwei Jahrmärkte abhalten und zwar den Laurenzi- und Adventsmarkt. 1827 wurden jedoch mit Bewilligung des Kaisers Franz II. vier Jahrmärkte abgehalten, so:

1. am Dienstag nach Übertragung des heiligen Wenzels (4. März)
2. am Dienstag nach Fronleichnam
3. am Dienstag nach Maria Geburt und
4. am ersten Dienstag im Advent.

Verbunden mit Märkten wurde das Fest des Kirchenpatrons St. Johann von Nepomuk am 16. Mai und der Kirchweihmontag (Kaiserkirchweih im Oktober) gefeiert.

Von Jakob Weiher, Marienburgischer Wojwode, des heil. röm. Reiches Graf, der Lande Preußen Kriegsoberster, Starost von Christburg, Schlohau und Büttau, Herr auf Wildschütz, Weiherfrei etc., wird über Bitten der sämtlichen Bürgerschaft des „Bergstädt Freiheit unterm guldenen Reborn“ an der Auppen, unter Beidruck des gräflichen Siegels aufs neue bestätigt, daß von altersher zwei *gewöhnliche, freie Wochenmärkte* und zwar jeden Mittwoch und Samstag im Bergstädt Freiheit abgehalten werden.

Diese Wochenmärkte sind, wie aus den Gemeinderrechnungen hervorgeht, bis zum Jahre 1810 abgehalten worden. Der Erlös aus dem letzten Wochenmarkte des Jahres 1810 (das sogenannte Viertelgeld) betrug 1 fl. 30 kr. Daraus ist ersichtlich, daß die Wochenmärkte, von nun an als unrentabel, gänzlich aufgelassen wurden.

Die Freiheiter Gedenkbücher (Chroniken) enthalten viele detaillierte Beschreibungen von Ereignissen, festlichen Begegnungen, „Malören“ und dergleichen mehr. Aus der Fülle dieser Aufzeichnungen nur einige wenige:

Im Jahre 1577 wäre es zwischen der „Pirkfreibeyt“ und der Stadt Trautenau beinahe zu einem regelrechten Krieg gekommen. Die Freiheiter hatten nämlich auf Geheiß ihrer Obrigkeit mehrere Schock Stangenholz schlagen lassen. Wie es sich aber herausstellte, war dieses Holz aus Trautenauer Besitz — wenn auch unwissend — entnommen worden. Als darüber dem Trautenauer Magistrat berichtet wurde, rüstete dieser eine „Streitmacht“ von 200 Mann, 77 Gespannen und mehreren bewaffneten Reitern aus, um so seinem Rechte Nachdruck zu verleihen. Doch Silbers Hauptmann Milstensky ließ beim Anrücken dieser „Krieger“ Sturm läuten und die wackeren Freiheiter Männer waren fest entschlossen, unter Einsatz ihres Lebens Widerstand zu leisten. Vor soviel Kampfesmut wichen jedoch die Trautenauer zurück und schließlich gestatteten sie „auß Gunst“ und „gurwillig der nachbarschafft“ 5 beladene Wagen, das andere sollte liegen bleiben, bis die Sache rechtlich ausgetragen sei. Silber aber wartete nicht so lange, sondern ließ das Holz der „Sicherheit wegen“ lieber früher wegführen.

Gemütlich ging es in Freiheit 1587 zu, als am Schwarzenberge (Helfenstein) eine Grenzung zwischen den kaiserlichen Gründen und jenen des Herrn Waldstein aus Arnau vorgenommen wurde. Die zahlreichen Delegierten hatten bei „George Hanken, richter auf Pergfreiheit“, Herberge genommen und innerhalb 15 Tagen 124 Taler verzehrt.

In eine sehr verwickelte und heikle Lage kamen die Freiheiter während des Bauernaufstandes im Jahre 1775. Zu große Strenge, harte Strafen und drückende Behandlung brachten die Bauern gegen ihre Grundherren auf. So durften z. B. sie nur in Zwillich, Leder oder schlechter, grober Leinwand gekleidet gehen, im Sommer barfuß, im Winter mit Holzschuhen. Wegen dieser großen Drangsale hatten die Bauern 1680 an den Kaiser eine Bittschrift gerichtet. Doch die Antwort war eine noch größere Unterdrückung gewesen. Man legte den Bauern Militär in die Höfe, was stets zur Folge hatte, daß alle, wenn auch unter Murren sich der schweren Robot wieder unterwarfen.

Im Jahre 1775 glaubten die Bauern Nordostböhmens, daß der Kaiser die Robot abgeschafft habe und daß dies von den Herrschaften verheimlicht werde. In Wildschütz kam es am 26. März 1775 zum Aufruhr, indem die Bauern mit Knütteln zum Herrschaftshause zogen, wo der Güterdirektor den Dorfrichtern notgedrungen schriftlich auf die Robot und Zinse, sowie auf das Jagdrecht verzichtete. Nach einer in Freuden durchlebten Nacht zogen nun diese Bauern nach Freiheit und Marshendorf, um auch die gräflich Schaffgotsch'sche Herrschaft zu denselben Nachlässen wie in Wildschütz zu zwingen. Die Freiheiter zeigten aber wenig Lust, sich den rebellierenden Bauern unterzuordnen, nachdem sie von ihrer Obrigkeit — wie bereits gesagt — verhältnismäßig gut behandelt worden waren. Doch der Anführer der Marshendorfer Bauern, ein gewisser Ferdinand Salwender, wollte von einer Ausnahme nichts wissen. Der Richter Georg Schmidt wurde aus dem Bette geholt und mußte auf der Stelle einen aus 16 Punkten bestehenden Freibrief unterschreiben. Weiteren 17 Richtern wurde eine derbe Strafpredigt gehalten, daß sie sämtliche Spitzbuben seien, die abgesetzt werden müßten. Die Richter Georg

Schmidt und Franz Heinsch ließ Salwender im Namen der übrigen prügeln, setzte sechs andere ab und ließ neue wählen. Vergeblich hatte man nach dem Freiheiter Bierschreiber gesucht, um auch diesem die Leviten zu lesen. Nach der Exekution schickte er die Bauern heim und bestellte sie für den nächsten Tag, um sie noch zum Pfarrer zu führen. Doch andern tags zogen sie in aller Früh in einer Stärke von 1700 Mann über Schatzlar nach Trautenau, wo sie den sogenannten „Bauernesel“, ein 1 1/2 Klafter hohes, bockartiges Gestell mit dreikantigem oberem Balken, auf welchem resistente Bauern zwei bis drei Stunden reiten, die Bauernweiber und -mädchen zur Strafe unter dem Esel knien mußten, auf dem Ringplatz unter großem Spektakel verbrannten. Nach einer Schießerei, der leider acht Männer zum Opfer fielen, wurden die Bauernführer gefangen genommen, wobei aber Salwender sich durch Flucht retten konnte. Nach fruchtlosen Verhören und da die meisten Bauern gezwungenermaßen dem Aufstande sich angeschlossen hatten, wurden sie wieder freigelassen. Von den Freiheiter Untertanen brauchte kein einziger zur Rechenschaft gezogen werden.

Daß Freiheit einmal eine eigene Gerichtsbarkeit besaß, geht aus dem Vorhandensein mehrerer Marterwerkzeuge und einer „Höchnotpeinlichen Halsgerichtsordnung“ von Maria Theresia hervor. Auf dem Galgenberg, wo zuletzt der „Pilz“ stand, soll einst der Galgen gestanden haben.

Interessant ist auch die Historie einzelner öffentlicher und privater Gebäude von Freiheit.

Das Bad

Freiheit besaß auch eine Badestube in dem zum Bergstädtchen gehörenden *Johannisbrunn*. Diese Badestube wurde im Jahre 1714 dem ehr- und kunstreichen Bade- und Wunderarzt Joh. Michael Pufmann verkauft, mit der Vereinbarung, daß der Käufer berechtigt sei, ebenso wie seine Vorgänger, den Johannisbrunnen zu benutzen und die den Brunnen in Anspruch nehmenden Gäste zu bedienen. Im 16. Jahrhundert fanden alljährlich große Prozessionen zu dem „wunderbaren, heilkräftigen Brunnen“ in Johannisbrunn statt, an welchen das Volk nicht nur aus der Umgebung, sondern auch aus Schlesien sich beteiligte.

Die „Walke“

Das Haus Nr. 16 auf der Kleinsseite war einst eine *Tuchwalke* (mundartlich „Wolke“), die durch einen Wassergraben aus dem Johannisbach betrieben wurde. Ursprünglich war es nur ein Häuschen, bestehend aus einer einzigen Wohnstube und einem Vorhaus, in welchem die Walken standen. Als die Erhaltungskosten dieser Walke größer wurden als die Einnahmen und die Zunft der Tuchmacher und Gerber allmählich zum Erliegen kam, wurde im Jahre 1856 dieser Gemeindebesitz lizitatorisch an den Meistbietenden Johann Wahl, Müllermeister Nr. 93, für 1108,20 fl. verkauft. Als Nachfolger im Besitze dieses Hauses erscheint der Bürger Franz Hübner Nr. 50, genannt „Schenkafarber“, welcher den baufälligen Holzbau niederriß und an dessen Stelle einen massiven Steinbau errichtete. Die Wasserkraft des Johannisbaches wurde nun zum Betriebe einer Holzdrehlerei und einer Schindelmachine benutzt. Im Jahre 1885 stellte Herr Hübner eine fünfperdige Dampflokobile auf. Diese stand im Hof unter einem offenem Schuppen und wurde mit Holzabfällen geheizt. Der Nachbarschaft wurde aber sehr bald der Lärm der Ma-

schinen äußerst lästig, außerdem war der viele Funkenflug höchst feuergefährlich, so daß auf Grund nicht endender Beschwerden der ganze Betrieb im Jahre 1899 eingestellt wurde und die ehemaligen Arbeitsräume wurden in Wohnungen umgebaut.

Das Dörrhaus

Unter Nr. 115 besaß die Gemeinde am rechten Ufer der Aupa ein *Flachsdörrhaus*, welches später nach einem Umbau als Armenhaus benutzt wurde. Das große Hochwasser des Jahres 1897 riß jedoch dieses Haus zusammen mit dem Hause Nr. 129, das dem Kaminfeger Ignaz Kodym gehörte, weg, so daß am anderen Tage von beiden Häusern keine Spur mehr zu sehen war.

Die Mühle

Zur Stadt Freiheit gehörte seit altersher die sogenannte *Stadtmühle*, die immer in Erbpacht vergeben ward. Das zur Mühle gehörende Wasserstauwerk wurde zwar auf Kosten der Gemeinde erhalten, während die Erhaltung des Gebäudes, Mühlwassergrabens und des Mühlwerkes Sache des jeweiligen Pächters war. Der emphyteutische Mühlenbesitzer war darüberhinaus noch verpflichtet, zwei Wege hin zur Aupa führend auf eigene Kosten zu erhalten. Ein kaiserliches Patent vom 7. September 1848 schaffte jedoch im ganzen Lande diese emphyteutischen Eigentumsrechte ab. Diese Gelegenheit ausnutzend, wurde Müllermeister Johann Wahl Eigentümer dieser Mühle, indem er selbe für nur 80 fl. an Ablössungsumme über die k. k. Grundentlastungs-Bezirkskommission in Hohenelbe mit sämtlichen Rechten und Gerechtsamen erstand. Somit war Johann Wahl der letzte Erbpächter der Stadtmühle und zugleich der erste private Eigentümer derselben. Sein Sohn, Johann Wahl, geriet aber 1905 in eine derartige Notlage, so daß über dessen Besitz und Vermögen der Konkurs verhängt werden mußte. Die Stadtmühle erwarb nun die Fa. P. Piette in Marschendorf I., die sie durch eine Teppichweberei und Trockengarnspinnerei erweiterte und an den Fabrikanten Franz Wojtechovsky, einem Schwager des Johann Wahls, weiterverpachtete. Nach Ablauf des Pachtvertrags wurden jedoch die Mühle und die ganzen Gewerke niedergerissen und das Anwesen in eine Villa umgebaut, welche von der Großindustriellen-Familie L. v. Piette bewohnt wurde. — So nahm diese Jahrhunderte alte Stadtmühle, welche so viele Generationen überstanden hatte, ihr Ende und damit ein großes Stück Poesie des alten Bergstädtls Freiheit.

Das Rathaus

Die erste verbürgte Nachricht über das Vorhandensein eines Rathauses zu Freiheit stammt aus dem Jahre 1654, laut welcher der damalige Grundherr, Reichsgraf Weiher, dem Bergstädtl Freiheit die Schankgerechtigkeit an dieses neuerlich bestätigte. Daß schon von jeher ein Rathaus bestanden hat, welches als Versammlungsort der Bürger, des Stadtgerichtes und der Obrigkeit, sowie als Gasthaus und Herberge diente, ist wohl als selbstverständlich anzuschmen.

1599 soll das Rathaus erstmalig abgebrannt sein. Mit diesem Brandunglück sind wohl die meisten Urkunden und Schriften vernichtet worden; nur so ist es zu erklären, daß so wenig verbürgte Nachrichten aus der Vorgeschichte der Bergstadt



Freiheit, Stadtplatz mit dem Rathaus

Freiheit vorhanden sind, denn im Rathause spielte sich in jenen Zeiten das eigentliche Leben der Gemeinde ab. Dort tagte der Magistrat, das Gericht, dort wurden alle Urkunden, Bücher und Schriften aufbewahrt.

Am 17. Mai 1779 schlug während eines heftigen Gewitters der Blitz in den Rathausurm ein. Die zu befürchtende Feuersbrunst konnte aber verhütet werden. Der Zimmermeister Miksch bekam für die zwei Tage dauernde Reparatur des Turmes 48 Taler und der Magistrat ließ einen Dankgottesdienst halten, „weil Gott gnädig vor Unglück behütet“. Im Jahre 1791 wurde das Rathaus für 370 Taler von Grund auf renoviert. Die damaligen Holzhäuser wurden alle nach dem gleichen Schema gebaut, und zwar mit der Giebelseite zur Straße, wobei die Stallung und die Vorratskammer die Stirnseite darstellten, dagegen die Wohnräume die Hinterseite mit Ausblick in den Hof oder Garten. Alle Häuser besaßen Lauben, die dann der Neuzeit zum Opfer fielen.

Im Jahre 1823 wurde ein Abzugskanal aus dem Rathauskeller gebaut, weil bei jedem größeren Unwetter und bei der Schneeschmelze das Wasser den Keller unter Wasser setzte, so daß der Pächter das Bier und andere Getränke, sowie Lebensmittel in den Kammern aufbewahren mußte.

Ein Pachtvertrag vom Jahre 1817 mit dem Pächter Adalbert Sturm besagt, daß für sämtliche Veranstaltungen, wie Tanz, Taufen, Hochzeiten, Begräbnisse nur das Rathaus zu benutzen sei, wobei der Pächter für alle „leiblichen Bedürfnisse“ entsprechend vorzusorgen habe. Die Gaststube diente zugleich als Tanzboden. Daß es hier mitunter sehr turbulent zugegangen sein muß, bezeugt die Beschwerde des Pächters Franz Schrötter im Jahre 1852, daß bei den öffentlichen Tanzmusiken 30—40 Kinder im Alter von 4 bis 14 Jahren die Tanzenden belästigen würden, auch wäre hierbei i. d. R. der Lärm derart groß, daß viele Gassen wieder fortgingen.

Bis zum Jahre 1857 befand sich im Rathaus eine alte Turmuhr, noch mit einer Unruhe versehen, welche nur Stundenschlag ankündigte. 1858 wurde auf Gemeindegeldern eine neue Turmuhr vom Uhrmacher Ignaz Staffa aus Pilnikau zum Preise von 300 fl. angeschafft, welche auch die Viertelstunden schlug.

Im Jahre 1869 wurde das alte, hölzerne Rathausgebäude abgetragen und an der gleichen Stelle das jetzige massive, einstöckige Rathaus von Maurermeister Anton Gansel, Freiheit Nr. 78, erbaut. Unter Beisein der ganzen Stadtvertretung wurde der Grundstein am 5. April 1869, vormittags 10 Uhr gelegt und demselben einige Silber- und Kupfermünzen unterlegt. Im Knaufe des Rathauses befindet sich eine Urkunde betreffend den Bau des Rathauses und der Ortsbegebenheiten aus dem Jahre 1869. Der Bau kostete 12 000 fl., ein Betrag, der aus ausgeliehenen Kapitalien und durch Fondsgelder gedeckt wurde.

Im Juni 1919 wurde die bisherige Turmuhr durch den Turmuhrfabrikanten Rudolf Thöndl aus Mähr.-Neustadt durch eine neue Uhr ersetzt und die alte, abmontierte Uhr auf dem Kirchturm angebracht. Die neue Uhr kostete 4350 Kc., ein Betrag, der durch die angefallenen Zinsen der Stiftung von Oberlehrer Josef Kahl getilgt werden konnten. Die neue Turmuhr wurde mit einer Lichtleitung der Straßenbeleuchtung verbunden, so daß auch bei Nacht die Uhrzeit von den transparenten Zifferblättern abgelesen werden konnte.

Die Kirche

Die Geschichte der *Freiheit Kirche* hat Herr Prokurist Franz Zinnecker, Freiheit, in der Folge 11/1957 der „Riesengebirgsheimat“ ausführlich niedergeschrieben. Die daran interessierten Leser werden gebeten, dieses Kapitel, das aus den gleichen Quellen wie die vorliegende Arbeit stammt, nachzulesen.

Die Schule

Wann Freiheit erstmalig eine Schule hatte, ist aus den Gedenkbüchern nicht zu ersehen. Im Protokollbuche Nr. 17 des „Bergstädtels Freyheit“ ist auf Seite 12 zu lesen, daß am 18. Oktober 1694 der hiesige Schulmeister, zugleich Stadtschreiber und Kantor, Andreas Xaver Golditz, mit Jungfer Annemarie, eheliche Tochter des Bürgermeisters und Schneiders Georg Ficker, einen Ehekontrakt abgeschlossen habe, woraus mit Sicherheit angenommen werden kann, daß zu jener Zeit bereits eine Schule in Freiheit stand. Diese stand bei der Kirche, wo zuletzt das Haus Nr. 9 stand und setzte sich zusammen aus einem Lehrzimmer und einem Lehrerwohnzimmer. Angebaut waren ein Kuhstall und ein Schupfen. Da dieses alte Schulhaus jedoch sehr baufällig war, wurde ein neues Schullokal zunächst im Hause Nr. 53 und später in Nr. 52 gemietet. Im Winter 1855 stürzte das alte Schulhaus tatsächlich ein. Die Schule war zunächst einklassig, dann zweiklassig, 1875 dreiklassig und nach weiteren vier Jahren schließlich fünfklassig. Nach Freiheit waren noch eingeschult die Orte: Johannisbrunn, Schwarzenberg, Ober-Jungbuch und Marschendorf I. Im Jahre 1871 erhielten die Gemeinden Johannisbad und Schwarzenberg eine eigene Schule, und im Jahre 1880 errichtete der Fabrikant Prosper Piette in Marschendorf I. eine Privatschule, welche nicht nur von den Marschendorfer Kindern, sondern auch von Kindern, deren Eltern in Freiheit zwar wohnten, aber bei der Fa. Piette in Arbeit standen, besucht wurde.



Freiheit, Volks- und Bürgerschule

Im Jahre 1862 erstand Freiheit aus privater Hand das ehemalige Spital Nr. 6 und richtete es zu einer „neuen“ Schule ein. Obgleich nach der Ausschulung von Johannisbad, Schwarzenberg und Maruschendorf I. nur Freiheit und Ober-Jungbuh die Schulgemeinde bildeten, so konnte dennoch das Schulhaus Nr. 6 die Zahl der Schulkinder nicht fassen und so mußten im Hause Nr. 25 wiederum 2 Schulklassen eingemietet werden. Nun verlangte die zuständige Schulbehörde energisch den Neubau eines entsprechenden Schulgebäudes. Nach langwierigen Verhandlungen wurde endlich im Jahre 1899 der Neubau durchgeführt. Die Kosten betragen einschließlich der Innenausstattung 80 110 Kronen. Zur Unterbringung der Bürgerschule wurde im Jahre 1907 der Aufbau eines zweiten Stockwerkes genehmigt. Das alte ehemalige Schulgebäude Nr. 6 wurde in ein städtisches Wohnhaus umgewandelt.

Über die Reihenfolge der Lehrer an den Freiheiter Schulen, sowie über ihre familiären und wirtschaftlichen Verhältnisse, ist in den Gedenkbüchern allerhand nachzulesen. Wir bringen einen ganz kurzen Auszug:

Auf den bereits genannten Andreas Golditz folgte im Jahre 1775 Lehrer Augustin Russ (gest. 26. 7. 1769). Diesem folgte Lehrer Jakob Kahl aus Ketzelsdorf (gest. 30. 10. 1806). Amtsnachfolger war Josef Faltis aus Grund und dann Anton Kahl aus Schatzlar. Letzterer wirkte 35 Jahre lang in Freiheit und am 20. Juni 1850 wurde sein Sohn Josef Kahl in Freiheit als Lehrer installiert. Dieser amtierte bis 1892 und versah auch nebenbei das Amt des Regenschori. Sein gleichnamiger Sohn übernahm im gleichen Jahre die Leitung seines inzwischen pensionierten Vaters. Von diesem ist zu berichten, daß er nicht nur im Schuldienste, sondern auch für die Gemeinde viel geleistet hatte; so war er nicht nur viele Jahre Mitglied der Gemeindevertretung, sondern auch Mitbegründer und Direktor der Städtischen Sparkassa. In Anerkennung seiner Verdienste wurde er in der Gemeindeversammlung vom 31. Oktober 1906 einstimmig zum Ehrenbürger ernannt. Doch am 25. Feber 1907 starb er plötzlich und unerwartet, erst 50 Jahre alt. An seinem Begräbniß nahmen der Bezirkshauptmann Josef Schöpfer, sieben Geistliche und um die 100

Lehrer teil. Testamentarisch setzte er, weil Junggeselle und ohne Verwandte, die Stadtgemeinde Freiheit zur Universalerbin seines Nachlasses ein.

Schuldirektor Franz Hauptmann, geb. 9. Oktober 1863 in Oberaltstadt, Leiter der Volks- und Bürgerschule in Freiheit seit Oktober 1906, war ein ausgezeichnete Pädagoge und stand lange als Obmann des Trautenauser Bezirks-Lehrervereines mit Erfolg an dessen Spitze vor. Er starb an Herzlähmung am 29. März 1920 in Freiheit. Als dessen Amtsnachfolger wurde Georg Sturm, geb. am 21. April 1876 in Johannisbad, von 1920—1925. Ihm folgte Direktor Josef Sitka, geb. 13. Nov. 1886 bis zum Jahre 1931. Die letzten Schulleiter waren die Herren Hornig und Selinger.

Über die Besoldung der Freiheiter Schulleiter in früherer Zeit sind interessant die diesbezüglichen Aufschreibungen des Jungbühner Pfarrers Joh. Peter Steer, aus dem Jahre 1747.

„Der Freiheiter Schulmeister, welcher zugleich Stadtschreiber war, konnte jährlich zwei „Umgänge“ in Freiheit und Johannisbrunn, sowie Opfertage zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten machen. Er hatte ferner die Gevatterbriefe zu schreiben, wofür er für jeden „Gevatter“ 3 kr. bekam. In der Stadt mußte er die Gevattern persönlich laden, wofür er von jedem 6 kr. (Kreuzer!) erhielt. Dorf-Gevatter brauchten nur 3 kr. zu zahlen. Von Seduwöchnerinnen erhielt er, und zwar von solchen aus Johannisbad 17 kr. (für Musik 10 kr., für Einschreiben in die Matrik 6 kr. und für das Aufschreiben der Danksagung 1 kr.), von denen in Freiheit 20 kr. Für seine Funktionen bei Hodzeiten wurde ihm ein Geschenk von 30 kr. zuteil, wofür er auch das Einschreiben in die Matrik zu besorgen hatte. Bei Begräbnissen hatte er auszuläuten, den Lebenslauf zu beschreiben und die Matriken-eintragung zu besorgen. Endlich hatte der Vielgeplagte mittags und abends, sowie bei herannahenden Gewittern zu läuten.

Von einem Schulkinde, solange es lesen lernte, wurde ihm wöchentlich 1 kr., wenn es auch schreiben lernte $1\frac{1}{2}$ kr. und wenn es auch rechnen und Musik lernte 2 kr. gezahlt. Außerdem besaß der Schullehrer die Grasnutzungen des Friedhofes und des Schulgartens, sowie ein Ackerstück oberhalb der Kirche und eine Keldswiese.

Wie den Gemeinderrechnungen der Stadt Freiheit entnommen werden kann, erhielt der jeweilige Schulleiter aus der Gemeindekassa jährlich ausbezahlt:

- a) für die Gemeindeschreiberei 3 fl. 45 kr.
- b) für das Beichtzettelschreiben 1 fl.

Anno 1783 wurde das Gewitterläuten von Kaiser Josef II. aufgehoben, aber am 9. August 1784 ordnete der menschenfreundliche Kaiser an, daß ungeachtet des abgestellten Wetterläutens, die vorher den Schulmeistern abgegebenen Wettergarben oder Geldbeträge auch weiterhin noch bezahlt werden müssen, da ihnen solche

1. zur Subsistenz nötig;
2. die Gemeinden für die Erhaltung ihrer Schulleute zu sorgen schuldig sind und
3. das Wetterläuten nicht aus Willkür der Schulmeister, sondern auf allerhöchsten Befehl und gar nicht in der Absicht unterlassen wird, um den Gemeinden, denen noch durch Fortsetzung dieser Abgaben keine neue Last erwächst, einige Ersparungen zu verschaffen.

Die Turnhalle

Die im Jahre 1897 eröffnete *Turnhalle*, ein Musterbau der Zeit, gehörte dem Turnverein Freiheit-Marschendorf. Sie hatte für Freiheit und für die umliegenden Ortschaften eine außerordentlich hohe Bedeutung. Ihre Geschichte und ihre Bedeutung als Zentrum des sportlichen und kulturellen Lebens der Bergstadt Freiheit werden wir zu gegebener Zeit in einem besonderen Beitrag würdigen.

Die Gasanstalt

Die Bürger des Bergstädtchens waren überaus erfreut, als im Jahre 1902 die Gemeinde auf einem 300 Quadratklaster Grund ein Gaswerk zum Preise von 15 000 fl. erbauen ließ, denn das Gas verkürzte ihnen die langen Winterabende und beleuchtete den Ringplatz. Die Gasanstalt stand an der Markung zwischen Freiheit und Jungbuch und zwar an der Stelle, wo sich der Johannsbach in die Aupa ergoß. Mit der Einführung des elektrischen Lichtes war jedoch ihre Aufgabe erfüllt. Von nun an stand das Werk einsam und verlassen da und wartete auf eine neue Bestimmung. Private Käufer fanden sich, die einzelne Räume an die Freiwillige Feuerwehr, bzw. an ein Elektrogeschäft bzw. an einen Produktenhandel verpachteten. Zuletzt war der Bau Eigentum der Möbeltischlerei Ruffer.

Die Hochquellenleitung

Die im Jahre 1894 fertiggestellte Hochquellen-Wasserleitung, deren Quellen am Abhang eines Ausläufers des Reborngebirges liegen, wurde mit einem Kostenaufwande von 12 000 fl. errichtet. Sie lieferten nach den Untersuchungsergebnissen von Joles in Wien ein vorzügliches Trinkwasser in überreicher Menge bei 6 Ventilbrunnen. Wegen Feuergefahr wurden auch drei Oberflur-Hydranten angelegt, die einen Wasserstrahl von 40 m Weite und 20 m Höhe bei einem Druck von 7,5 Atmosphären erzeugten.

Industrieunternehmen

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nahm die industrielle Entwicklung auch in und um Freiheit eine geradezu stürmische Entwicklung. Wir nennen lediglich die größten Unternehmen:

- a) Papierfabrikation *Roeder*, später *Eichmann*, Marschendorf I., gegr. 1862
- b) Papierfabrikation *Prosper Piette*, Marschendorf I., gegründet 1862 bzw. 1867
- c) Papierfabrikation *Ferdinand Schmidt*, später *Weißhuhn*, gegründet 1890
- d) Wachswaren- und Kerzenfabrik *Fa. Franz Stephan*, Freiheit, gegründet 1899
- e) Maschinenfabrikation *Hans Erwerb*, Freiheit, gegründet 1895
- f) Dachpappenfabrikation *Fa. J. A. Fiebiger*, Oberjungbuch, gegründet 1886
- g) Pappdeckelfabrikation *J. A. Fiebiger*, Oberjungbuch, gegründet 1886
- h) *Kalkwerke Bischof*, vormals *Frenzel*
- i) *Kunstblossevei Fa. Wenzel Schneider*, Freiheit

Dann waren noch etliche Kleinbetriebe wie die mechanische *Drechserei Fröböl*, eine Holzspulenfabrik, 2 Baugeschäfte (*Schmidt* u. *Fimmel*), eine Seilerei und sonstige größere handwerkliche Betriebe. Einst waren auch von Bedeutung *zwei Steinbrüche*, von welchen der eine an der alten Johannsbader Straße *Quarzschiefer* mit prachtvollen Dendriten und der andere am *Kuhberg Glimmerschiefer* lieferte.

Das Vereinswesen

Zwischen den beiden Weltkriegen haben folgende Vereine eine rege Aktivität entwickelt:

- a) der *deutsche Turnverein Freiheit - Marschendorf*
 - b) die *Freiwillige Feuerwehr* mit einer *Jugendwehr* in den Zwanziger Jahren
 - c) der *Militär-Veteranen-Verein*, später *„Bund gedienter Soldaten“*, zuletzt *Reichskriegsbund*, Gruppe *Freiheit*
 - d) *Fußballclub Freiheit* mit A- und B-Mannschaft
 - e) *Gesangsverein „HARMONIE“*, *Freiheit*
 - f) *Ortsgruppe des Deutschen Riesengebirgsvereines* i. d. CSR, *Freiheit*
 - g) *Ortsgruppe des Deutschen Kulturvereines*, *Freiheit*
 - h) *Ortsgruppe des „Bundes der Deutschen in Böhmen“*, *Freiheit*
 - i) *Freibeiter Museumsverein* für die Erhaltung heimatlicher Denkmäler
 - j) *Ortsgruppe der Landeskommission für Kinderschutz und Jugendfürsorge*
 - k) Die *Studentenverbindung „ASZIBURGIA“* eine *Ferialis*
 - l) der *Katholische Kirchenerhaltungs- und Verschönerungsverein*, *Freiheit*
 - m) der *Katholische Frauenbund*, *Freiheit*
 - n) der *Katholische Gesellenverein*, *Freiheit*
- neben mehreren Tischgesellschaften und politischen Vereinigungen.

Die Bürgermeister

1730—1760	Gottfried Finger	30 Jahre Amtsdauer
1760—1763	Joseph Fiebiger	3 Jahre Amtsdauer
1763—1764	Karolus Finger	1 Jahr Amtsdauer
1764—1770	Anton Stephan	6 Jahre Amtsdauer
1770—1786	Franziskus Huebner	16 Jahre Amtsdauer
1786—1788	Josef Patsch	2 Jahre Amtsdauer
1788—1790	Ignaz Höber	2 Jahre Amtsdauer
1790—1794	Joh. Jakob Fiedler	4 Jahre Amtsdauer
1794—1815	Josef Stephan	21 Jahre Amtsdauer
1815—1819	Franz Stephan	4 Jahre Amtsdauer
1819—1824	Ignaz Ettrich	5 Jahre Amtsdauer
1824—1829	Josef Ettrich	5 Jahre Amtsdauer
1829—1832	Ignaz Ettrich	3 Jahre Amtsdauer
1832—1844	Ignaz Baudisch	12 Jahre Amtsdauer
1844—1848	Franz Baudisch	4 Jahre Amtsdauer
1848—1871	Ignaz Ettrich	23 Jahre Amtsdauer
1871—1877	Josef Finger	6 Jahre Amtsdauer
1877—1885	Johann Thion	8 Jahre Amtsdauer
1885—1890	Johann Fiebiger	5 Jahre Amtsdauer
1890—1908	Franz Stephan	18 Jahre Amtsdauer
1908—1919	Johann Fiebiger	11 Jahre Amtsdauer
1919—1923	Franz Feix	4 Jahre Amtsdauer
1923—1925	Julius Ettrich	2 Jahre Amtsdauer
1925—1945	Rudolf Lissak	20 Jahre Amtsdauer



Freiheit, Pfarrkirche

Als nach der letzten Jahrhundertwende das Wandern und Reisen zu einem organisierten Unternehmen aufblühte, erlebte die Bergstadt Freiheit — als das Tor in das Hochgebirge — einen großen verkehrstechnischen Aufschwung, insbesondere zwischen den beiden Weltkriegen, — und die einstige idyllische Ruhe und Abgeschlossenheit war dahin. Schon als Johannisbad als Kur- und Badeort an Bedeutung gewann, sah Freiheit viele einheimische und ausländische Gäste aus allen Herren Ländern. Seit dem Jahre 1871 besteht die Eisenbahnlinie Trautensau-Freiheit/Johannisbad. Der nun einsetzende Touristenstrom nahm über die Hauptsaisonen mitunter geradezu beängstigende Formen an. Nicht selten dampften an den Festtagen, wie an Weihnachten, Neujahr, Ostern oder Pfingsten an einem einzigen Tage bis zu zehn Sonderzüge aus den verschiedensten Gegenden Böhmens und der Sudeten an. Freilich haben die Freiheiter wirtschaftlich aus diesem Gästeansturm nur wenig profitiert, denn der Ort blieb lediglich „Durchgangstation“, aber die Endstation Freiheit/Johannisbad war weit über die Grenzen zu einem Begriff geworden.

Nach dem schicksalsschweren Anschluß an Deutschland 1938 kursierten Gerüchte, denen zufolge die drei Gemeinden Marschendorf I., Freiheit und Oberjungbuck aus wirtschaftlichen Überlegungen zu einem „Großfreiheit“ vereinigt werden sollten. Das hätte den Zusammenschluß von etwa 4000 Menschen zu einem großen Industrieort bedeutet. Doch — es kam alles anders!

N. B.: Wer vermag von den Freiheiter Landsleuten die Kriegs- und Vertreibungsverluste als solche niederzuschreiben? Auch Schilderungen von festlichen Erlebnissen in und um die Turnhalle wären sehr erwünscht. Diesbezügliche Zuschriften bitte direkt an Oberl. Alois Tippelt, Regensburg, Brunhildstraße 6.



St. Georgenberg in Märzdorf

St. Georg reitet durch Böhmen

Von Hugo Scholz

Zu Georgi, das weiß jeder Bauer, öffnet sich die Erde, ist Frühling: Die Schlange kriecht aus dem Boden, die Nachtrigall fängt zu schlagen an, der junge Klee hat Weisheitsgabe. St. Georg aber reitet aus und er reitet mit großem Gefolge durch Böhmen. Hier ist er daheim, hat in 67 Kirchen seine Residenz. Schon Boleslav II. bereitete ihm 973 eine prächtige Stätte zu Prag — in die Hände der Äbtissin dieses ältesten Klosters von Böhmen legte Kaiser Friedrich IV. das Recht, der böhmischen Königin die Krone aufs Haupt zu setzen — St. Georg stand dahinter. Vom hohen Rip bei Raudnitz erhoben sich seit 1126 seine Türme. Weit schaut er vom Georgenberg bei Braunau, bis zur Schneekoppe hin — wie eine Burg hat Abt Satorius hier 1692 die Kirche bauen lassen.

Überall begegnet uns der heilige Ritter in seiner strahlenden Schönheit. Im dritten Burghof des Prager Hradschin sehen wir ihn hoch zu Roß, die Hellebarde gezückt, die er dem Drachen ins giftige Maul stößt. Georg und Martin von Klausenburg haben 1373 dieses Meisterwerk der Gotik geschaffen, ehern steht er da. In der Klausen unterhalb des Georgenbergs bei Braunau hat ein frommer Klausner zum Schnitzmesser gegriffen und dem heiligen Ritter Gestalt gegeben. Tausende Pilger aber sind von nah und fern gekommen und haben ihm geöhrte Silberstücke umgehängt, bis er über und über damit bepanzert war. So steht er in schillernder Rüstung in seinem gläsernen Schrein. Am 23. April aber, da sein Name im Kalender erscheint, reitet er aus, rund um die Kirche. Da beugen sich die Alten, die zu Scharen am Wege stehen, da reißen die Kinder die Augen auf und Jung und Alt folgt ihm in die Kirche, wo er inmitten des Raumes prunkt — ein herrlicher Ritter. Jeder kann kommen und ihm sein Anliegen vortragen. Alle rufen: St. Georg, streite für uns!

In Stadt und Dorf aber kamen zu Georgi seit alters her Zimmerleute und Maurer zusammen, die Löhne festzusetzen, die bis Galli für ihre Arbeit gezahlt werden sollten. Kaiser Rudolf II. hatte das 1605 so bestimmt. Den Bauern bezahlt der Herrgott ihren Lohn, für die heißt es nach dem Himmel schauen. Sie sehen den heiligen Reiter gern im Sonnenschein ausreiten, denn dann wirds für ihre Felder nicht an Regen fehlen. Wenn das Getreide schon so hoch steht, daß sich die Krähen in den Saaten verstecken können, wird die Ernte gut, St. Georg verheißt es ihnen.

Und die Burschen und die Mädchen? Der Ritter ladet sie alle zum Feste. Er veranstaltet unter dem Georgenberg bei Braunau einen „Fohlenmarkt“, daß einem dabei das Herz aus dem Leibe springen kann. Junge Mädchen als Fohlen, und junge Burschen auf Fohlenfang. Da ist ein Wiehern und Jodeln, ein Pfeifen und Spielen, ein Schaukeln und Drehen, ein Wirbeln, bunt durcheinander. Um den Georgenberg aber steht stiller grüner Wald; weite Hallen zum Wandeln zu zweit. Dahinter liegen Felder und Wiesen, auf denen der junge Klee sich schon entfaltet. Da wird mit Eifer gesucht, mit klopfendem Herzen geplückt: Vier Blätter, was für ein Glück, es ist die Liebe! Fünf Blätter — verschämt werden sie verborgen; es bedeutet Kinder! Sechs ist schon zu viel: das Glück wird wechseln. Wehe aber, wenn es sieben sind. Nur kein siebenblättriges Kleeblatt, heiliger Georg! — Es ist der Tod.

Die das alles längst hinter sich haben, fehlen beim „Fohlenmarkt“ auch nicht; es ist so schön, sich an einst wieder zu erinnern. Man kann auch mancherlei Nützliches zu spottbilligem Preise erwerben. Mutter hat schon einen Hut auf, so flink sind die Baudenfrauen bei der Hand. Steht er ihr nicht gut? Sieht sie nicht viel jünger darin aus? Vater findet es selber auch. Er greift in die Tasche — etwas vom Fohlenmarkt will auch er noch haben. Die Kinder zerren ihn zum Karasell, zur Baude mit dem türkischen Honig. Für alle hält das Jüegenfest eine Freude bereit.

Niemand vergißt, wem man es zu danken hat: alle gehen auch auf den Berg hinauf, St. Georg zu grüßen. Viele kommen, um ihm Dank zu sagen: junge und auch alte Paare stehen vor ihm, Kinder und Enkel an der Hand, die seine silberne Rüstung bestaunen. Seht, das ist der gute Ritter, betet zu ihm, daß er auch euch geleite. Mann und Frau sehen sich an und stehen lange vor dem Ritter.

St. Georg aber hat einen großen Freund, Markus von Venedig, heilig wie er und beheimatet in zwölf Orten Böhmens. Im Dom zu Prag liegt ein Bruchstück des heiligen Evangeliums, das er schrieb. Das Volk sagt: „Georg und Marks, bringen oft viel Arg!“ Und wirklich, an manchem Georgstag hängt der Himmel voller Schneewolken, sind die Felder weiß, manchmal rollt der erste Donner, blitzt und kracht es, als hätte der Ritter sein Schwert aus der Scheide gezogen. Doch hinter den Wetterwolken steht die Sonne, ein erster Regenbogen spannt sich wie eine weite goldene Brücke, über die St. Georg heimreitet.

*Nur Treue, die ein Volk sich selber hält,
Kann Treue sein zu Gott und Welt!*

Franz Xaver Kappus

Naturereignisse in früheren Zeiten

Aus den Aufzeichnungen des Oberlehrers Karl Holub in der Ortskunde von Hermannseifen konnte ich im letzten Jahrbuch Ereignisse unserer Heimat in der Zeit von 975—1534 bringen. In diesem Jahrbuche möchte ich die Aufzeichnungen fortsetzen.

- 1537 den 27. Mai hat das Wetter bei Trautenau großen Schaden angerichtet und hat Menschen und Vieh erschlagen.
- 1539 den 23. November fiel ein so mächtig großer Schnee zu Trautenau — es schneite fünf Tage und Nächte mit ungestümem Winde ohne Unterlaß. Es konnte niemand aus noch ein, die Fenster waren verschneit, man mußte am Tage Licht anzünden. Der Schnee drückte viele Häuser ein, alle Mühlen standen, konnten nicht mahlen.
- 1539 wurde die Kirche zu Arnau durch einen Blitz in Asche gelegt.
- 1540 den 5. April wurde zu Trautenau eine schreckliche Sonnenfinsternis gesehen, die blutrot die Sonne zeigte, dann ganz schwarz. Man hat am hellen Tage Licht anzünden müssen.
- 1540 entzündeten sich Wälder infolge übergroßer Hitze, die Bäche trockneten aus, und es war eine so große Wassernot, daß die Hirsche nahe an die Wohnungen kamen, um Wasser zu suchen.
- 1551, 1555, 1556 wegen großer Dürre eine große Mahlteuerung.
- 1562 ist im Böhmerland eine große Teuerung gewesen. Man hat von Schlesien Korn nach Böhmen eingeführt bis gegen Jermer. Darauf erfolgte ein großes Sterben.
- 1570 waren gar viele und große Gewässer durch alle Lande. Viele Städte und Dörfer waren überschwemmt, Häuser und Acker wurden zerrissen, Menschen und Vieh ertränkt. In dieser Zeit haben alle eine große Teuerung erlitten, besonders um das Gebirge hin zu Trautenau.
- 1571 dieselbe Zeit war eine große Landteuerung, es ist auch eine große Salz- und Bier- und Weinteuerung gewesen... das Jahr haben die Leute Brot aus Äpfeln und Eicheln gebacken, auch aus Birnen, Knotz (?), Spreu und Hafer, auch aus Kratzbeeren. Sie haben Treber und Krautstrünke gegessen und unmenschliche Speisen, sie haben sich beim Fleischer um das Kühlblut gerauft zum Kochen. Zu Trautenau sind arme Leute zur Schindgrube gelaufen, haben das Fleisch vom Aas heruntergeschnitten und gegessen. Summa, überall gab es viele Bettelleute, daß in einer halben Viertelstunde mehr denn 12 arme Menschen zusammentrafen in einem Hause. An Straßen, Wegen, in Ställen, in Städten und Spitälern lagen verhungerte, tote Menschen.
- 1579 den 26. März ist in der Nacht infolge heftigen Regens die Aupa plötzlich sehr groß geworden. Große Regenmengen haben sich im Riesengebirge ergossen. Im August sind weiße Molkendiebe (Schmetterlinge) vom Abend hergefliegen kommen. Zwischen morgen- und mistagswärts haben sie ihren Zug gehabt. Es waren so viele, sehr dicke Schmetterlinge in der Luft zu sehen, so als ob es schneien würde. Der Flug hat eine gute Stunde lang gedauert. Am andern Tag zu Mittag ist abermals ein solcher Zug gewesen.

- 1580 den 5. März hat man zur Nacht eine feurige Kompression am Himmel gesehen, darauf ist vom 25. März bis Palmarum eine große, unnatürliche Kälte gewesen, daß die Vögel erfroren sind. So hat man Finken und Stare tot am Wege gefunden. Manche Vögel sind in die Häuser, in die Stuben und in die Ofen gekommen vor Kälte.
Den 25. Juli ist ein gar großes, plötzliches Wetter und Ungewitter gewesen mit viel Wind, mit Donner und Platzregen, daß es großen Schaden angerichtet hat in Böhmen und in Schlesien.
Ferner ist den 23. August ein so großer, rauher, ungestümer Wind gewesen, daß viele Häuser, Bäume und Gebäude niedergerissen wurden.
Ein solcher Wind hat plötzliche Krankheiten über viele Länder mit sich gebracht. Gewöhnlich lagen in fast allen Häusern die Leute 3 bis 4 Tage lang krank. Die Menschen, die ein zweites Mal krank wurden, mußten sterben. Die Krankheit hat viel Volk weggenommen. (War wohl eine Grippe.)
- 1582 den 18. September ist von Mitternacht her (Norden) eine sehr große Schar lange Mücken geflogen gekommen, gerade auf das Böhmerland. Der Zug hat ungefähr eine Stunde lang gewährt.
In diesem Jahre war im Böhmerland ein großes Sterben.
- 1588 den 14. März sind acht Stunden lang so unsäglich viel Krähen und Dohlen dreifach übereinander über das Böhmerland geflogen kommen, sie sind von Abend (Westen) gegen Morgen (Osten) gegen Polen zu gezogen.
In diesem Jahr ist um Trautenau, Langenau und um Glatz auf vielen Stellen das roggene Getreide durch Mißwuchs so wunderbar geraten, daß also, wenn die Leute gebacken und gegessen haben, sie im Kopfe wüste und türmblich (?) krank geworden sind. Wenn man eingesäuert hat, ist ein gelber giftiger Schaum auf dem Teig geschwommen, etwa wie von Meltau. Man hat dieses Jahr viel Getreide aus Schlesien geholt. (Mutterkorn?)
- 1589 hat es einen überaus heißen Sommer gehabt, so daß die Pflastersteine in den Städten von der Sonne so erhitzt wurden, daß es die Menschen an die Füße gebrannt hat.
Dies Jahr ist gar viel Obst gewachsen in Böhmen und Schlesien, sonderlich viel Pflaumen, Birnen und Apfel. Das Korn und der Weizen sind in Böhmen mißraten, so daß man aus Schlesien nach Böhmen Getreide einführen mußte.
- 1590 den 13. Mai hat es in Königinhof Blut geregnet, von sieben Rinnen ist es geflossen.
Es ist ein gar heißer und dürrer Sommer gewesen, weil es lange Zeit nicht geregnet hat. Die Gartenfrüchte wie Zwiebeln, Kraut, Möhren, Bohnen, Hanf, Lein sind ausgebrannt, wegen der Hitze verdorben. In Böhmen war eine große Korn-, Getreide- und Mahlteuerung. Aus Schlesien wurde Getreide eingeführt.
Den 16. Tag im Herbstmond früh, kurz nach Mitternacht, ist ein erschreckliches Erdbeben gewesen, das durch viele Länder und Nationen ging. An vielen Orten hat es mächtige Türme, Kirchen, Häuser, Schlösser und Mauern umgeworfen.

An allen Orten ist ein großes Bauchweh, weiße und rote Ruhr, unter die Kinder gekommen. Auch alte und junge Leute sind an Blattern, Beulen und neuen, unkenntlichen Krankheiten gestorben. Auch sind viel Feuerzeichen gesehen worden.

- 1591 den 23. Juni ist ein großes Gewässer vom Regen gekommen, das im Böhmerland großen Schaden verursachte.
- 1593 dies Jahr war eine Teuerung im Korn und Weizen.
- 1595 im Heumonad war ein Kindersterben an den Blattern in ganz Böhmen, auch in Trautenau.
- 1596 den 28. Juli ist ein neuer Komet oder Straußstern gegen den mitternächtlichen Teil des Himmels (Norden) erschienen, der einen Monat lang zu sehen war.
- 1597 den 2. März war ein so großer Wind, daß er Dächer wegriß und auch an Gebäuden großen Schaden machte.
Zum zweiten Male brannte der Kirchturm zu Arnau, entzündet durch einen Blitzstrahl, ab.
- 1599 zu dieser Zeit fing zu Prag und Königgrätz ein Peststerben an. In böhmischen Städten und Dörfern war auch ein großes Viehsterben, so daß in manchem Dorfe kaum drei Kühe gefunden wurden.
In Böhmen, Mähren und Schlesien wird die Zahl der Pesttoten auf mehr als viermal Hunderttausend Menschen geschätzt.
- 1600 am 24. August ist ein großes Gewitter über's Riesengebirge gekommen und hat ober Arnau in Seiffen dreizehn Personen ertränkt und Häuser weggeführt.
- 1601 den 10. Januar erschien ein neuer Komet gegen den Niedergang der Sonnen, er war einen Monat lang zu sehen.
Am 5. und 6. Mai waren in Langenau große Gewitter mit heftigen Regengüssen, so daß alle Brücken weggerissen, Acker und Wiesen überschwemmt waren, sowie das Korn auf den Feldern vernichtet wurde.
- 1607 am 7. Januar folgte auf ein furchtbares nächtliches Gewitter eine linde, liebliche Winterszeit, so daß die Leute den ganzen Winter das Vieh auf die Weide lassen konnten. Nach Ostern trat aber eine große Kälte ein, das Vieh konnte in den Ställen nicht gut genug verwahrt werden.
- 1607 den 5. Mai hat es unter einem häufigen Regen Würmer, wie Schlangen, eine halbe Elle lang, auf die Erde geworfen.
- 1610, 1615, 1616 zeichneten sich durch sehr dürre Sommer und hohe Getreidepreise aus.
- 1624 sehr große Hitze, ebenso 1638, 1646, 1652.
- 1672 war im Tale des Ulsser Baches eine Überschwemmung.
- 1685 am 3. Juni entlud sich über Langenau ein heftiges Gewitter mit Hagelschlag, das einige Stunden währte. Zwischen 11 und 12 Uhr schlug der Blitz in die Spitze des Kirchturmes ein. Dieser fing wie eine Kerze zu brennen an.
- 1689 war in Hohenelbe ein großes Hochwasser, daß alle Brücken und Stege abgerissen wurden.
- 1693 den 21. August sind viel tausend Millionen Heuschrecken allhier geflogen, daß man den Himmel kaum sehen konnte. Sie sind auf die zwei Stunden

hernach geschwärmt und wo sie sitzen geblieben sind, haben sie großen Schaden verursacht, indem sie alles vom Grund weg gefressen haben, Getreide, Gras und das Laub der Bäume.

Dasselbe Jahr herrschte eine große Sterblichkeit durch die rote und weiße Ruhr.

1700, 1701, 1703 heiße und dürre Sommer.

1703 am Feste St. Peter und Paul war abends weit und breit eine große Wasserflut.

1706 am 12. Mai ist hier (Hohenelbe) eine grausame, sichtbare Sonnenfinsternis um 9 Uhr 56 Minuten gewesen.

Man hat viel Sterne am Himmel sehen können. Die Sonne selbst war so verfinstert, daß man hineinsehen konnte und es war so finster, daß viel Leute Licht anzündeten.

1709 und 1728 brachten außerordentliche Wasserschäden — es waren die denkwürdigsten des 18. Jahrhunderts.

1716, 1718, 1720 und 1724 waren heiße und dürre Sommer.

1732 am 1. Juli Schnee und Kälte.

1740 war die grimmigste Kälte des ganzen Jahrhunderts, so daß das Vieh selbst in den Ställen erfroren und zu St. Georgi noch alle Gewässer zugefroren waren. Auf diesen Winter folgte Mißwachs und Hungersnot.

Ein Scheffel Korn kostete 25 Gulden damaliger Währung.

1743 war ein sehr fruchtbares Jahr, so daß alles sehr billig war.

1746 war eine große Unfruchtbarkeit, weil im Juni und Juli durch eine anhaltende Hitze kaum ein Drittel des Getreides gedroschen werden konnte. Stellenweise war die Ernte ganz vernichtet. Das Obst fiel schon im Juli der großen Dürre wegen von den Bäumen. Die Feldränder sind ausgebrannt. Auf dieses Elend folgten Hunger und Krankheiten. Die Getreidepreise waren sehr hoch: Weizen 6 fl. 30 kr. Korn 6 fl. 40 kr. Gerste 4 fl. 45 kr. Hafer 3 fl. 1 Pfund Fleisch 6 Kreuzer. 1 Zentner Butter 30 Gulden. Die Leute haben aus Eichen, Bucheckern und anderen Früchten Mehl gemahlen und daraus Brot bereitet. Aus Wurzeln und Kräutern wurden Suppen gekocht.

1748 und 1749 brachten heiße, dürre Sommer.

1768, 1770, 1771 brachten für unsere Gegend viele und große Überschwemmungen.

1771 wurden die ersten Erdäpfel aus Schlesien gebracht, gerieten aber die ersten Jahre nicht zum Vorteil.

1772 entstand eine große Teuerung, wo der Strich Korn 17 fl. kostete. Obwohl das Fleisch, die Eier, die Milch und die Butter sehr wohlfeil waren, mußten doch viele Menschen wegen Geldmangel an Hunger sterben.

Im gleichen Jahre raffte eine Seuche, das sogenannte Faulieber, viele Leute hinweg.

Es herrschte auch große Teuerung und Hungersnot.

1774 am 11. Dezember trat plötzlich Tauwetter, verbunden mit Eisgang, ein. Das Hochwasser hatte großen Schaden angerichtet.

Unsere Voreltern haben allerhand mitmachen müssen, wenn man dann noch an den bescheidenen Verdienst denkt, keine Krankenkasse, keine Versicherung, nichts. Die „gute alte Zeit“ hatte es in sich. So Gott will, nächstes Jahr mehr. *Alois Klug*



P. Meinrad Alexius Nossek

von Alois Klug



Der Nossek-Hof in Arnsdorf, Geburtshaus von P. Meinrad

Am 12. Oktober 1966 wäre P. Meinrad 75 Jahre alt geworden. Zu St. Nikolaus 1966 werden es 20 Jahre, seit ihn die Erde Österreichs deckt. Er starb einige Wochen über 55 Jahre alt, im besten Mannesalter.

Bis in die letzten Tage seines Erdenlebens litt sein Herz an Heimweh nach dem lieben Riesengebirge. Als er starb, war die Heimat von Tschechien besetzt und für Jahre verloren.

Es ist viel über sein Leben geschrieben worden, so daß ich meine, es wäre sinnvoller, einige seiner Gedichte zu bringen, die ihn besser zeigen als es jede Beschreibung vermag.

Ich habe solche Verse herausgesucht, die sich mit dem heimischen Brauchtum befassen und in denen sein Humor und Schalk eine Rolle spielen. Manche dieser Gedichte hat er mir daheim in Arnsdorf unter der alten Linde seines Vaterhauses mit schelmischem Augenzwinkern vorgetragen. Ich sehe ihn noch heute so lebendig vor mir, als wäre die letzte Begegnung erst gestern gewesen.

Matterwoch

Die Matterwoch hot ihre Bräuch —
on wenn ihr wöllt, ich säj se euch:

Gründornstich sollst de Homich assa
on tu ofs Grünzeweg nec vugassa;

hol aa brinkel ei der Nocht
bei onserm Herrgot Ölberg-Wocht!

Om Guda Fröttich ei der Früh
stockstell zom Bachla woscha gieh;

der liewe Got — dos sollst de wessa —
wur ei a Zedern-Boch geschmessa.

Loß o dam Tog dei Arbta stiehn,
beim Kreiz debejm loß 's Lampla brien —
blei eigezocha, tu nee assa,
bis doß de siehst a Sternla dassa!

Zom Sämeret kehr die Stuw mit Schmie,
dann host de 's ganze Johr kej Flüh.

On kumma dann vo Rom die Glocka,
tu deine Rääm a bessla zocka:

do bleit der Segha hänga drow,
kej Waterhex hot der wos ou.

On gieht die Matterwoch zom gonza
beht dreimol o die Sonn zo tonza;

on gläht ehrsch nee — gieht of die Hüb
om Ustermarcha ei der Früh!

Usterwosser

Walperwosser schöpp ich
hejmlich mir vom Brann
on en Krugvöll schlepp ich
stell on stomm davon.
O du große Usterzeit,
's Wolperbörnla is geweiht!
Walperwosser sopp ich
noch vür Taa on Tog,
culler Freedä bopp ich
heut beim Glockaschlog.

O du große Usterzeit,
's Wolperbörnla is geweiht.
Walperwosser moch mich
wie a Blümla schien,
doß der Freier lochnich
kon Schmeckustarn giehn.
O du große Usterzeit
's Wolperbörnla is geweiht!

Summer-Kervla

Zwescha Klie an Zittergros
ei der Sonn die Liese soß:
biel vo Müja-Glückla
ei der Hond a Schmückla.
Do of ejmol sieght doha
a Maria-Käferla.

Liese jängts mem Fenger ei,
tut schien graß on senzt dobei:
Summer-Kervla fiesch oh aus,
träj enn Gruß ei Tona Hans,
säj: „ich ho na rostich gann“
on kumm wieder ha bis mann!

Wolper-Owed

Su grünlich stimmerts dorch die Stuw!
Der Wolper-Owed kömmt azu.
Blei schien dobejn, mei liewes Kend,
die Hexa bun die Kermes bent
on jäjn of Basa dorch die Loß,
moch hortich 's Kreiz! Wa unverbhofft
derqua kömmt enner sötta Hex,
dam sei Got gnadich! — Meiner sex,
hoor-räpich is 's wos schön geschahn
on wos ich salwer ho gesahn.
Die olde Hex em Nesselgrund
kocht Wolpersolb, dreihundert Pfond;
vu Hutscha, Leutsdreck, Tutakrant
on a Gestonk is, doß em graut.
Der Sejgher o der Wond bleit stiehn,
Mand Josef! siecht de 's flitza grün!
Die Hexa-aagha schiela zu,
der Wolper-Owed kömmt azu.
Moch hortich, Seffla, sans öms Hans
on spritz a Weihbronn-Kessel aus.
Ich bat derweil a Rusakronz,
wast sahn, ons norrt kej Wolpertonz.

Ich pfeif-der druf

Zo Pfengsta wor's — die Pampel-Rusa blühta,
der Honsjong ging zor olda Lend am Räjn,
bot schien a Herzla ei die Rend geschnieta
on docht sich stell: Wos wad 's Mariela säjn!
Wos wad se säjn, die schienste Mäjd vom Seija,
wenn se mem Rodper-Radla vur der Lend wad holnt!
Do tät a Vöchla of der Lend wflatisch pfeifa —
on ließ of 's Herzla ro a Dreckla folln!

Zwei Noma

Zwei Noma sein geschmieta
tief ei enn olda Baam,
vanarbt schier on wuwochta,
kej Mensch frocht noch: wo wam?
Om's Rod die Rowa fiescha,
ihr Schrei bedett a Tud —

die Hond, die do gekarbt hot,
schun längst umodert rubt.
Vom Rudelberg die Ruse
stiebt do zu better-bond,
on strejebelt long die Noma
met ihrer dörre Hond.

Schniter-Gesangla

Sensia sern on Secheln senga,
Mäida Gleich on Garwa schwenga —
Wochtel schreit:
Mabder schneid,
doß kej Holm am Stoppel bleiw!
Wa zo Summerzeit bleiw setza,
muß em holda Wenter schwetza,
greiß ok zu
on seid früh,
dröcket die Sonn aa noch a zu!
Is der Bonna waller Garwa,
braucha Lent on Vieh nee darwa.
Bauers Freed:
schien Getrejd,
Brut on Buchta, buch on brejt!
Is die letzte Garb gebonda,
wird der Schniterkronz gewonda.
Mabder seng:
zeng-zeng-zeng,
lostich Lied a gudes Deng!

Waterhex em Nesselgrund

A Schleier lejt sich vür die Sonn,
heiß kömmt die Loff vom Lond,
a Drulla huckt am Wiesabronn,
die Otter zischt em Sond.
Enn büsa Natwei brünt jetzond
die Waterhex em Nesselgrund.
Die reife Soot stiebt tata-stell,
a Specht ok kichert laut,
wa weiß, wos heit noch kumma well,
abscheilich stenket die Rant. —
Doi raacht on dompt em Nesselgrund,
hoorräpich treibts die Hex jetzond.

Em Lehmloch öm-a Hexareng
zickzackt a Glitz on Glonz;
am Dunerhaza: bum-ping-peng
geht lus der Wolpersonz.
An Wolka wie a Worngebond
brütt aus die Hex em Nesselgrund.
An Dunerheil an Dunerschlog,
a Grappeln on a Brausa!
Ols küm azu der jüngste Tog
met Schrecka on met Grausa.
Die Waterhex em Nesselgrund
läz olle Teifel lus jetzond.

Rodper-Ruse

Wu die Kiejarn zu vukruppelt
graacheln ün die Krallabüh,
kniet beim Kreis die Rodper-Ruse
met der Rotsch-oll Futterklie:
Helf, mei Got, mir giehts gor ärstlich,
helf-mer on memm kronka Bert,
bis gebata, moch a Mettel,
doß da Mon bol besser werd!

Scheck enn Rejn aa of die Rüwa
on betren, wos stiebt on leit,
helf aa, doß mei Ziech, dos Luder,
endlich amol träjnich bleiwet!
Zobl ju gonz gewiß a Massla,
wad mer's halwisch leidlich ziehn —
Locht ok nee, der liewe Herrgot
wad die Ruse wuhl vustiehn!

Noch der Kermes

Vobei is die Kermes,
die Falder sein leer,
am Krallabarg glitza
die Rutkalla-Beer.
Der Hütjong am Viehwisch
pfeß wetter kej Lied,
die Sonn bleit dehejm, an
die Ad is tutmüd.

Em Gros geicht kej Grilla,
kej Hoppa-Pfad sprengt,
geknecht sein die Bluma,
kej Vöchala sengt.
Ok benda em Mamel,
bei Hannessa Mühl,
do plappert on plappert
a Baehla zu viel.

Unmüßlich

Säj der Sonn: Du darfst nee schena
an der Boch: Blei stiehn, blei stiehn,
säj der Wolke: Du darfst nee rena
an der Blum: Du darfst nee bliehn!
Tu 's a Lerchlan nee derläwa,
doß se senga ei-der Soot,
säj der Siel: Du darfst nee gläwa,
doß en liewa Herrgot hot!

Ejsom

Ollersiela, Ollersiela,
Nawel decka 's Dörfle zu,
Tröpplan triefeln vo-a Traasfa,
tut an trüb is ei-der Stuw.
Tutaglocka, Tutaglocka,
harma, bata immerzu:

Gader Got, u gieh ok gnadich
olla Tuta deine Ruh!
U, wie ejsom is, wie ejsom,
olle Sternlan sein verraamt,
olle Liedlan sein verklonza,
die mei Herz hot ausgetraamt.

Ei steller Owedzeit

*Muß beim ow's Dörfla denka
ei steller Owedzeit:
die hölzan Häuslan traama
em Tol tief eigeschneit.
Der Neckel fährt am Schlieta
mem Chrestkend üwan Schnie*

*an stellt a Liebtberbämla
vür jedes Häusla bie.
Die Glocka hör ich läuta
ei tiefer Metternocht
on alle Hejmot-Lieder
em Herza sein derwocht.*

Wenter

*Die Holzknacht dorch a Hohlweg knolla,
abejm knatt müd der Harfamon —
der Wenter kömmt, die Flocka folla,
die Ad well aa ihr Bettuch hon.
Kej einzich Vöchla sengt heut bassa,
su tut an ruhich is em Busch,
a Hasla ok sucht noch zo frassa,
vom Dörfla ha klenzt Dreschel-Drusch.
Dobejm vert ejsom ha der Giewel,
jo, Mutter, seit ich dich verlor'n,
muß stiehn ich am verschneita Hüwel,
mei Herz is aa wie eigeifro'n.*

Barber-Owed

*„Bei da mühsalicha Zeita —
wie der Herrgot zusahn kont!
Ma werd old — es meld sich kenner —
Zabn Johr wat ich of enn Mon.
Hente is der Barber-Owed,
ho mei Zweichla schun em Glos;
Heilche Barber, loß 's ok uffblehn,
hol of dich ju aa noch was!
Vata bott ich druf vergassa,
doß ichs monchmol ufgefrischt —
Barber, hält-de mich zom Besta,
u, dann gläb ich wetter nischt!“*

Ендерночт

*Die große Endernocht is grad —
em Darf is nand gebeuer.
Die Spilla-Tralle giebt azout
on's geistert em Gemäuer —
Geschwend stell Rod an Rocha raus,
sonst zaust-se dir die Zatteln aus!
Obscheulich heilt om's Hans der Wend,
die Enla schreit on Rowa,
die welda Jäyber pörschta bent
on gröhla dorch a Growa.
Ma gläbt, die gonze Höll is lut —
häng hortich uf a Dradafuß!*

*Em Glätsa-Grond begrowa leit
seit Johr an Tog a Drocha,
do Drocha werd labendich heit
on kon Geschechta möha!
Met Jachel-Reisich moch ern Raach,
stree Duner-Desteln of a Wach!
Gieb hent gewiß mem Mestelkrouz
ei's Bett, dann wast-de traama
vom Bräutmich, da dich eichelgonz
amol zom Weib wad nahma. —
Jo Endernocht, u zeich-mer heit
menn Bräutmich, 's is die büchste Zeit!*



Die Kapelle St. Katharina zu Kottwitz

Anlässlich der Zerstörung des St. Katharina-Kirchleins erscheint es angebracht, das geschichtlich Bekannte der Vergessenheit zu entreißen und der Nachwelt zu überliefern. Es soll auch ein Beitrag zur Kirchengeschichte der Heimat sein, die noch zu schreiben sein wird.

Das Folgende ist dem Pfarrgedenkbuch entnommen, das ich im Jahre 1933 ab-schreiben und in der „Heimat“ veröffentlichen konnte. Ich lasse die alte Rechtschreibung und Schreibweise des besseren Verständnisses halber weg. Der damalige Pfarrer, eigentlich Lokalist, Franz Raab, welcher von 1835—1846 Seelsorger in Kottwitz war, berichtet darüber:

„Neben der Lokalkirche unter dem Titel der hl. Apostel Petrus und Paulus befindet sich im hiesigen Kirchsprengel auch noch eine zweite Kirche unter dem Namen der hl. Jungfrau und Martyrin Katharina. Diese Kirche ist von der Lokalkirche südöstlich gegen Ketzelsdorf auf einem Berge, Katharinaberg genannt, in einer Entfernung von einer kleinen halben Stunde gelegen.

In welchem Jahre und von wem eigentlich diese Kirche erbaut worden ist, läßt sich aus Mangel an Urkunden durchaus nicht bestimmen, indeß scheint dieselbe ihr Entstehen schon der grauen Vorzeit zu verdanken zu haben. Der erste hierortige Lokalseelsorger, P. Johann Schrutek, hat zwar Einiges über die Entstehung dieser Kirche in ein altes Inventar niedergeschrieben, welches sich im Lokalarchiv vorfindet. Da aber sehr vieles, was zur Verständlichkeit dieser Sache unumgänglich notwendig ist, abzugehen scheint, so benutzte Schreiber dieses in gemeldter Angelegenheit lieber ein altes Manuskript, welches er sich zu verschaffen wußte und entschloß sich, so fabelhaft auch dasselbe klingen mag, einiges davon hier wörtlich einzuschalten. Das gedachte Manuskript rührt nach dessen Schlusse vom 12. Juli

1711. In diesem heißt es nun: „Es liegt ein gewisses Kirchel, zu St. Katharina genannt, nächst auf einem Berg oder Steinhügel, oberhalb des Dorfes Kottwitz gegen Ketzelsdorf zu, dessen Ursprung wie folgt: Vor 358 Jahren (also im Jahre 1373) haben gewisse böhmische Gebrüder, die Herren von Kobu (soll richtig heißen Kolin) genannt, das Dorf Kottwitz und ihren Rittersitz darinnen gehabt. Aus diesen Brüdern ist einer ins Feld oder Krieg gegangen und hat gedient in selbem wider den Erbfeind christlichen Namens, den Türken, hat aber in einem Treffen gegen denselben das Unglück gehabt, gefangen zu werden. Als er nun in der strengen Gefangenschaft lange Zeit gewesen, und ihm kein Mittel erschien, wie er könnte erledigt (frei) werden, tat er zu Gott ein solches Gelübd, daß, wenn es Gott gefällig wär, ihm die Gnad zu verleihen, um aus der Gefangenschaft erledigt zu werden, so wolt er Gott und der hl. Katharina zu Ehren seinem Vermögen nach, auf Grund und Boden, wo er zu Hause ist, an einem fügliden Ort, eine Kirche erbauen und auf diese Weise trachten und beflissen sein, auf daß Gott und die hl. Katharina daselbst nach Möglichkeit bestens möchten verehrt werden. Was geschieht? Einmal, als er bei Nadst auf der Streu liegt, nicht schlafen kann und eben mit dem Gedanken umging, kommt unsichtbarer Weise etwas, zweifelsohne ein Geist, von Gott geschickt, hebt den edlen Ritter von seinem Lager auf, trägt ihn fort in der Luft, über Berg und Tal, Meer und Wasser, setzt ihn da nieder, wo anjetzo der Altar steht in diesem Kirchel, und verschwindet. Dieser gute Herr, nicht wissend, wo er ist, erwartet den Tag mit Schmerzen und als der Tag herankam, und nach und nach immer lichter wurde, sieht er sich nach allen Gegenden um, findet endlich, daß er zu Hause auf seinem und seiner Herren Brüder Grund und Boden und bei ihrem Dorf oder Rittersitz Kottwitz sei, trägt dannmehr Steine zu einem Haufen zusammen, wo er ist von dem Geist abgesetzt worden, geht darauf vom Berg herunter auf Kottwitz zu den Seinigen und erstaunten wacker vor Verwunderung, ihn zu sehen, nicht wissend, wo er herkäme. Er entgegen zeigte alles an, wie es ihm ergangen sei.“

Hier soll der Bericht unterbrochen werden. Die Ritter von Kolin oder Köln, Keln, de Colonia, damit ist wahrscheinlich Kolin a. d. Elbe, vielleicht auch Köln a. Rhein gemeint, waren urkundlich von 1362 bis zum Beginn der Hussitenkriege (1419) Besitzer von Kottwitz. In der Folgezeit kamen keine Besitzer des Dorfes mit diesem oder einem ähnlichen Namen vor. Dieses Geschlecht kommt 1362 mit Arnold, Heinrich und Nikolaus de Colonia bei der Anstellung des Priesters Siegfried von Jermer bei der Pfarrkirche in Kottwitz erstmals vor. 1365 wird Arnold allein als Patronatsherr erwähnt. 1367 treten Arnold und sein leiblicher Bruder Heinrich und seine Söhne gemeinsam als Patrone auf. 1370 wird Heinrich allein genannt und von 1388 an sind Nikolaus und Wolhart die Patronatsherren der Kirche. Von 1407 an erscheinen Wolhart und Martin in der gleichen Eigenschaft. Die Türkenkriege auf europäischem Boden erstreckten sich über mehr als 300 Jahre. Um 1373 hatte Papst Gregor XI. den Bischof Agapit von Lisabon an den Kaiser Karl IV. mit der Bitte und Ermahnung abgefertigt, er möchte dem König Ludwig von Ungarn wider die Türken, welche dessen Königreich zu bekriegen drohten, beistehen. 1370 war nämlich Konstantinopel auch auf der europäischen Seite von den Türken eingekreist und von der christlichen Welt abgeschnitten worden. 1371 folgte die Schlacht bei Cirmen an der Maritza, wo die Serben eine

Niederlage gegen die Türken erlitten. Und 1396 wird in der Schlacht bei Nikopoli an der Donau ein Kreuzheer König Sigismunds, dem sich ein Ritterkontingent aus allen europäischen Nationen angeschlossen hatte, von den Türken vernichtet.

Aus diesen wenigen historischen Daten läßt sich sehr wohl die Gründung des St. Katharinakirchleins in jenen Zeitraum verlegen. Nun hat wieder der Schreiber des Pfarrgedenkbuches das Wort:

„Alsobald legte der edle Ritter Hand an, samt seinen Herren Brüdern und ließ dieses Kirchel, um seinem Gelübde ein Genüge zu leisten, zu Gottes und der hl. Katharina Ehren aufbauen. Vielen war diese Begebenheit neu und wunderbar, also fing dieses Kirchel an, sobald diese Begebenheit ruckbar geworden, in großes Aufsehen zu kommen also, daß andachtshalber viel Volk sich dahin begab und eine große Wallfahrt am Feste St. Katharina wie auch zu andern bequemen Zeiten und Tagen des Jahres darauf entstand, auch viele fromme Christen, so ihre Zuflucht dahin genommen, und ihre Andacht verrichtet, das, was sie von Gott begehrt, durch die Vorbitt der hl. Katharina erlangt haben.

Diese Andacht und Wallfahrt zu diesem Kirchel hat nun viele lange Jahre gedauert, als abermals durch unterschiedliche Empörungen im Land im Schischka-, Schweden-Krieg und dergleichen mehr viele der schönsten Kirchen und Klöster im Königreich Böhmeim gänzlich zerstört und verwüstet worden, also daß nichts als Steinhäufen davon geblieben ist, so diesem St. Katharina-Kirchel gleichergestalt widerfahren, daß demnach nichts als das bloße Gedächtnis unter den Kottwitzern und umliegenden Leuten davon geblieben und vollends die Andacht und Wallfahrt zu diesem Ort gänzlich aufgehört habe.“

Dechant Kaspar Lang von Arnau (1638—1671) berichtet in seiner zweiten Arnauer Matrik, daß er am 26. Juni 1644, in der Oktav des Festes des hl. Johannes des Täufers, eine theophorische Prozession zum Katharinakirchlein bei Kottwitz gehalten habe. Die benachbarten Seelsorger von Trautenau und Königinhof, sowie der P. Balthasar Bonninger aus dem Jesuitenkonvent Schurz hatten der freundlichen Einladung Folge geleistet und beteiligten sich an der Bittfeier um baldigen Frieden. Auch andere Nachbarpfarrer und mehrere Priester waren erschienen. Den Inhalt der Gebete gibt Lang in dem kurzen Satze wieder: „Der höchstgütige Gott möge alles zu seiner Ehre und zum Heile der Seelen lenken.“ Am 7. August 1650 konnte Lang in der Arnauer Dekanalkirche unter der freudigen Teilnahme seiner Kirchkinder den feierlichen Dankgottesdienst abhalten. Denn der lange und böse Krieg, den er selbst so sehr gespürt, war beendet, der Friede geschlossen. Demnach ist anzunehmen, daß das Kirchlein erst nach 1644 zerstört worden ist. Vom Wiederaufbau zeugte der steinerne Torbogen, welcher an der Westseite des Kirchleins eingemauert war und die Jahreszahl 1666 trug. Wir hören weiter den Chronisten.

„Als aber nachmals Fried im Land worden, hat sich ungefähr vor 30 Jahren (in Wirklichkeit waren es 45 Jahre) ein gewisser Herr Rzehak, damals Hauptman zu Arnau, unter Zuziehung anderer frommer, gutherziger Leute erbarmt, das Kirchel, so wie anjetzo ist, wieder aufbauen zu lassen, die Andacht dahin mit Bestimmen des H. Dechants zu Arnau erneuert, so daß am St. Katharinä Tag, wenn es die Witterung leidet, Gottesdienst daselbst gehalten wird. Aber am ersten Sonntag nach Unserer Lieben Frauen Heimsuchung große und viele Prozessionen und sonstens etliche tausend Menschen andachtsalber dahin gekommen, also daß

die Wallfahrt von Jahr zu Jahr mehres zunimmt, die Fahrt und die Andacht zu großem Seelenheil eifrigst fortgepflanzt wird. Es ist aber zu wissen, daß das Kirchel sehr klein ist und kümmerlich 400 Personen einnehme, auch weilen es auf einem ganz spitzen Steinhügel stehet, nicht größer gebaut werden kann. Derowegen sei auch zu vermuten, daß eben vorzeiten, weilen eine so große Wallfahrt dahin war, die Kirchen größer, oder aber andere Gelegenheit, die Andacht zu verrichten, notwendig dabei gewesen sei. Weilen die Ehre Gottes und der hl. Katharina, wie auch der Ort selbst in größere Aufnahme zu bringen notwendig, auf die Ebene drunten, wo bisher in einem aus Holz verschlagenen Ortel Meß und Predigt gehalten worden, ist eine neue Kapellen aus Stein zu erbauen, auf daß das häufige Volk, so dahin kommt, ihm Andacht zu verrichten, füglich gegen den Berg hinauf stehen, auf den Altar in der neuen Kapellen und zugleich den Priester hl. Meß lesen sehen, auch die Predigt möge anhören können. Hiezu aber veranlaßt uns nicht allein die Enge des Ortes, sondern auch folgende Geschichte.

Im März 1696 ist der Rosina Czeriſſwyn (?), einer Müllerin von Königinhof, welche lang krank gelegen ist und gesund geworden sei, folgendes geschehen: Als sie in diesen Gedanken gestanden, wie sie doch etwan gesund werden könnte, ist sie darüber ein wenig eingeschlafen und in diesem Schlaf ist ihr die hl. Katharina sichtlich erschienen und, wie sie ausdrücklich vorgegeben und ausgesagt hat und geredet: Wann Du zur Erbauung einer neuen Kapellen auf dem Berg oder Kostwitz, wo mein Kirchel stehet, und man anjetzo Meß und Predigt zu halten pflegt, Deinem Vermögen nach eine Beisteuer geben wirst, so sollst Du von dieser Krankheit genesen! Darauf also dieses gute Weib durch ihre leibliche Tochter und ihren Eidam Mathes Kabuschik den 17. März Anno 1696 zu diesem End 30 fl. bares Geld überschickt und auszahlen lassen mit ausdrücklichem Vermelden, sie wolle gern ein Mehres tun, ihre Mittel wollen es aber nicht zulassen, und ist darauf zu ihrer Gesundheit gelangt. Ist als dieses Weib die erste Urheberin und sozusagen Stifterin dieser zu erbauenden Kapellen.

Dieweilen aber mit 30 fl. wenig zu richten und ein solches Gebäu mit allem Zugehör, als nämlich: Altar, nötigem Gezeug, Türen, Schlösser, Fenster, eine Glocken und dergleichen, wenigstens in die 300 fl. erfordert, also sind wir gezwungen, um unser Ziel zu erreichen, ein außerordentliches Mittel zu ergreifen. Gelanget derowegen an Alle und Jede, weiß Standes, Würden oder Weisens sie seien, wie auch jeglichen andächtigen, frommen Christen Herzen und Lieb haben, der hl. Katharina tiefdemütiges Bitten, aus zu Ehren Gottes, der hl. Katharina Andacht und Seelenheil aus diesem Ort mit einer christlichen Beisteuer und hl. Almosen nach jedes Willkür an die Hand zu gehen, auf daß wir solches unser Werk zu gewünschem Ende möchten bringen können. Davon wird Gott der Allmächtige und die hl. Katharina reiche Belohner sein und wir in der ganzen Begebenheit solches wieder abzudienen, so erbötig als schuldig verbleiben.

Gegeben Arnau, den 12ten July 1711.*

Diese geschilderte Geschichte stellt nach ihrem Schluß eine ausführliche Bittschrift dar. Schade, daß der Chronist nicht auch die Unterschriften überliefert hat. Zum Baue dieses zweiten Kirchleins auf dem ebenen Platze, wo früher die steinerne Einsiedelei und später die beiden Häuser Katharinadörfel Nr. 2 und 3 gestanden, ist es aus unbekanntem Gründen nicht gekommen. Schaller sagt in seiner Topo-

graphie 1790: Die Katharinenkapelle ober Kottwitz ist vor Zeiten von sieben Priestern administriert, im schwedischen Kriege aber größtenteils zerstört worden. Seine erste Angabe muß jedoch angezweifelt werden, die zweite von der Zerstörung trifft zu.

Wir folgen weiter dem Lokalisten Raab in seinen Ausführungen. „Bis hier reichen die Worte des eingesehenen Manuskriptes, welches ganz unverfälscht angeführt worden sind. Nur zu besserer Verständlichkeit wurden die für das Altertum zeugenden Wörter mit den ihnen zukommenden Buchstaben geschrieben und die Unterscheidungszeichen in etwas abgeändert. Ob es übrigens zum Bau einer neuen Kapelle gekommen ist oder nicht, darüber findet Schreiber dieses keine Aufklärung.“ Hier muß ich nochmals unterbrochen. Nach einer alten Kirchenrechnung wurde, vermutlich um die Kapelle, ein sogenannter „Umschrut“ aus Holz erbaut, der in der Rechnung unter den Ausgaben steht. Es handelt sich um eine Holzbühne, die um das Kirchlein herum vielen Gläubigen es ermöglichte, außen stehend, dem Gottesdienste und der Predigt am Feste und bei großen Prozessionen zu folgen. Diese Bühne war wohl in gleicher Höhe des Kirchenpflasters erbaut und bot einigen hundert Menschen Platz. Weiter heißt es: „Ebenso wurde der gedachte Berg samt Kapelle im sogenannten Siebenjährigen Kriege (?) als ein merkwürdiger Standpunkt angesehen. Als nämlich im Jahr 1778 der König Friedrich von Preußen, welcher mit seiner Heere in Böhmen eingebrochen war, an dem sogenannten Kalhenberge hinter Ketzelsdorf sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, wagten es öfter seine Truppen, den Berg zu besteigen und die umliegende Gegend von da aus zu rekognoszieren. Allein sie wurden jedesmal durch die Scharfschützen der k. k. Armee, welche am jenseitigen Elbufer, in Ols nämlich und weiter hinauf, ihr Hauptquartier hatten, tapfer abgewiesen und zurückgeschlagen. Da sich endlich im königlich-preussischen Lager das Gerücht verbreitet hatte, dieser Berg sei untermindert, so wagten sie es nicht mehr, denselben zu besteigen. Während dieser Zeit haben öfters Se. Majestät Josef II. von dem Türmchen aus das ganze preussische Lager besichtigt und rekognosziert. Dieser Begebenheit wegen wurde der gedachte Berg in Folge von den k. k. Prinzen Karl, Ferdinand und Johann neben anderen Generälen bestiegen und besichtigt.“

Endlich wird von alten Insassen der hiesigen Gemeinde erzählt, daß in der Mitte dieser Kapelle sich vor alten Zeiten ein Brunn befunden habe, dessen Wasser in verschiedenen Krankheiten als heilend sich bewährt habe, besonders aber für Augenranke, welche zahlreich sich dahin verfügten, nützlich und heilsam gewesen sein soll. Dieses heilsame Wasser soll sich in der Folge der Zeit auf einmal dergestalt verloren haben, daß gedachter Brunnen ganz trocken erschien. Das Vorhandensein eines Brunnens inmitten der Kirche wird auch vom ersten Lokalseelsorger P. Johann Schrutek (1787—1812) behauptet, der in einem alten Inventare die Anmerkung aufgezeichnet, er habe bei Gelegenheit, wo das alte Ziegelpflaster aufgerissen und die Kirche neu gepflastert wurde, inmitten der Kirche einen runden Stein angetroffen, unter welchem sich ein etwa zwei Ellen tiefer, nach Art eines Brunnens im Felsen ausgehauene Vertiefung vorfand, die aber ganz trocken war. Hierauf habe er diese runde Vertiefung mit dem nämlichen Stein wieder zudecken und darauf das neue Pflaster anbringen lassen. Das Vertrocknen des beschriebenen Brunnens, sagen die Alten, rühre daher, weil ein Bauer, damals Besitzer der Wirt-

schaft C. N. 60, seinem kranken Pferde mit dem Wasser die Augen ausgewaschen habe, worauf sich das Wasser alsogleich verlor.

Unter den maderlei Veränderungen, welche die eben gedachte St. Katharina-Kapelle erlitten haben mag, erhielt sie sich bis zum Jahre 1832, wo im Monate Juley, in einer pechschwarzen, fürchterlichen Nacht, der Blitz in dieselbe einschlug, zündete und in wenigen Augenblicken alles Brennbare umso leichter zerstörte, da niemand aus dem Dorfe Kottwitz zum Löschen und Retzen herbeieilen konnte, weil ein zweiter Blitzstrahl, der nur wenige Augenblicke nach dem ersten sichtbar wurde, die untere Kirche zündete. Da die Decke bloß von Holz war, so verbrannte sämtliche Einrichtung in der Kirche dergestalt, daß nichts als die öden Mauern übrig blieben. Das Türmchen stürzte zusammen und die auf demselben befindlichen zwei Glöckchen zerschmolzen dergestalt, daß man in dem Schutte äußerst wenig von Glockenerz auffinden konnte. Diese für die Gemeinde verhängnisvolle Nacht war, jene, welche zwischen dem 12. und 13. Juli 1832 eintraf. Am nächstfolgenden Sonntag sollte das Kirchenfest begangen werden. Alles schien für dieses Jahr unterbleiben zu müssen. Allein nichtsdestoweniger bemühte man sich doch, die Mauern von Schutt und Asche in aller Eile zu reinigen, borgte aus der Gemeinde Güntersdorf jene Kanzel aus, auf welcher persönlich am Feste des hl. Johannes von Nepomuk im Freien bei der in gedachter Gemeinde befindlichen Johannes-Kapelle gepredigt wird, um für diesmal das Wort Gottes auch hier auf demselben zu verkünden und die Gebeinnisse unserer Religion wurden in den öden Mauern auf das feierlichste begangen. Die Festpredigt sprach der damalige Kaplan von Ketzelsdorf, P. Maximilian Patsch, das Hochamt aber hielt der Ortsseelsorger P. Adalbert Fink selbst. Noch in eben diesem verhängnisvollen Jahre wurden die verödeten Mauern eingedeckt und in diesem Zustande blieb die Kapelle stehen bis zum Jahre 1836, wo unter der Leitung und auf Antrag des damaligen Ortsseelsorgers P. Franz Raab dieselbe mit einem Gewölbe versehen und schöner hergestellt wurde, als sie vorher gewesen. Das Kirchenfest wurde in diesem Jahre am Feste der Aufnahme der seligsten Jungfrau Maria in den Himmel zur allgemeinen Freude auf eine würdige und zweckmäßige Art durch Abhaltung der Festpredigt und des feierlichen Hochamtes begangen. Die zu diesem Baue notwendigen Materialien als Kalk und Ziegel wurden von der Frau Gabriele Gräfin von Deyn, geb. Gräfin von Schafgotsch, damalige Grundobrigkeit, bewilligt und hergegeben. Die Hand- und Zugarbeit wurde von den Kirchkindern mit der größten Bereitwilligkeit geleistet und die Professionisten-Arbeit wurde aus dem Kottwitzer Gemeindevermögen bestritten. Und so erhob sich diese Kapelle nach einem Zeitraum von vier Jahren wieder dergestalt, daß sie gegenwärtig viel schöner und anmutiger dasteht, als dieses früher der Fall war.

Die gedachte Kapelle hat von den Kanzellen (Gitter oder Kommunionbank) angefangen eine Länge von beiläufig 24 Ellen, eine Breite aber von ungefähr 15 Ellen. In dieser Kapelle kann vermöge Konsistorialbewilligung sechsmal das Jahr hindurch der Gottesdienst abgehalten werden und zwar: Am Ostermontag, am Feste des Evangelisten Markus, an einem Tage der Bittwoche, wo so wie an Markustage gewöhnlich die Prozession dorthin geführt zu werden pflegt, am Pfingstmontag, am nächstfolgenden Sonntag nach Maria Heimsuchung, an welchem Tage das Patrocinium unter einem ungewöhnlichen Zulauf des Volkes aller Art

begangen wird und endlich am 25. November als am Feste der hl. Jungfrau und Martyrin Katharina. In dieser Kapelle ist außer dem Altar weder ein Bild noch eine Orgel. Das Altarblatt, die hl. Katharina vorstellend, wurde nach dem Brande, der von der inneren Einrichtung gar nichts übrig ließ, von Frau Gabriele Gräfin von Deym eigenhändig gemalt und der Kirche geschenkt. (Dieses Bild hing nach der Renovierung von 1918—1920 in der dortigen Halle.) Außer den eigentlichen Kapitalien per 1715 fl. 35 kr. W. W., wovon 238 fl. 5/8 kr. bei Privaten gegen 5%, das übrige aber bei den Herren Ständen verzinst wird, besitzt die Kirche weder ein Eigentum, noch irgend ein Vermögen.

Zu den ausgezeichnetesten Wohltätern dieser Kirche gehören neben der schon früher erwähnten Rosina Czerešwynn, die Frau Gräfin von Deym, welche neben dem eigenhändig gemalten Altarblatte sich bei der Einwölbung als Wohltäterin erwies, indem sie Kalk und Ziegel schenkte, ferner Anna Langner aus Kottwitz C. N. 20, welche die beiden Glöckchen allein anschaffte, dann Johann Langner aus Kottwitz C. N. 114, welcher im Jahre 1836 einen Betrag von 40 fl. C. M. zur Anschaffung der neuen weißbroten, mit großen Goldblumen durchwirkten seidenen Kasel der Kirche schenkte, ferner Anna Möller aus Kottwitz C. N. 144, welche das Altare portatile beischen ließ und endlich Klara Bönišich aus Kottwitz C. N. 148, welche die vor dem Altare hängende Lampe machen ließ und der Kapelle als Geschenk verehrte.* (Schließlich ist Frau Franziska Kuhn aus Kottwitz 63 zu den alten Wohltätern zu rechnen, die dem Kirchlein ein Harmonium für die Gottesdienste schenkte.) Damit enden die Eintragungen im Kottwitzer Pfarrgedenkbuch, soweit sie das Katharinakirchlein betreffen.

Seitdem waren mehr als 80 Jahre vergangen. Da faßte im Jahre 1918, als noch der Krieg währte, der damalige Seelsorger, Pfarrer Johann Čeřovský den Entschluß, das Katharinakirchlein innen und außen einer gründlichen Renovation zu unterziehen. Noch im Sommer 1918 wurde das Innere von dem akademischen Maler Hlášler und seinen Gehilfen aus Prag weiß ausgemalt und mit Ornamenten und Bildern geziert. Die Gewölbegurten sowie die ganze Wölbung wurden mit Ornamenten und Zierleisten bemalt. Über dem Eingang von der Halle her, das Kirchlein hatte im ganzen drei Eingänge, diesen, dann den zur Sakristei und zum Musikchor, entstand an der glatten Wand das überlebensgroße Bild des hl. Johannes von Nepomuk mit der Karlsbrücke im Hintergrunde und gegenüber, über dem alten Kerker, die Gestalt der hl. Katharina, ebenfalls überlebensgroß, mit dem Rade als Marterwerkzeug. Im Presbyterium oder Altarraum blickte ein lieblicher, psalmbücker Engel herab. Dem genannten Eingänge gegenüber befand sich in einem viereckigen halbkreisförmig gewölbten Ausbau oder Nische früher „Jesus im Kerker“, der Schmerzensmann, umgeben von den ihn verspottenden Henkern. Deren Gesichter waren derart realistisch gearbeitet, daß sich jedermann freute, als dieser Raum ganz neu gestaltet wurde. Schon während des Krieges hatte der Seelsorger aus München eine künstlerische Schmerzhafte Muttergottes oder Pietá angekauft. Sie wurde nun in dem hellen Raum aufgestellt. Die Seiteninnenwände trugen eine Widmung der im ersten Weltkriege aus den Ortschaften Kottwitz, Karlšev und Katharinadörfel Gefallenen und Vermißten, flankiert von Fackel und Schwert. Der alte Altar wurde durch einen neuen ersetzt. Auf ihm erhebt sich die Jungfrau und Martyrin Katharina, eine gute Holzschnitzarbeit aus der Werkstatt

der Firma Stuflesser zu St. Ulrich im Grödnertal in Südtirol. Die Heilige blickt den Kopf etwas geneigt, auf das in der rechten Hand haltende Kreuz, während sie mit der Linken das Schwert umfaßt hält, mit dem sie enthauptet wurde. Hinter ihren Füßen ist rechts das Rad sichtbar. Über ihr der schon genannte Engel und neben diesem in einem Strahlenkranze als Sinnbild des Heiligen Geistes die Taube. Dazu kam als weitere Ausstattung eine neue Kommunionbank, eine saubere Kunstschlosserarbeit. Schließlich ist in der gleichen Zeit von 1919—1920 die Kanzel angeschafft worden. In den Füllungen der romanisch gebildeten Flächen sind nachträglich auf blauem Grunde Ornamente aus Holz angebracht worden. Während die Kanzel, vom Beschauer aus betrachtet, auf der linken Seite, anschließend an die Kommunionbank, ihren Platz fand, füllte die rechte Seite eine sehr schöne Holzsukulptur aus, der Kreuztragende Heiland. Alle diese genannten Figuren und Gegenstände geben in Verbindung mit der hellen Ausmalung der Kirche ein liches und feierliches Aussehen. Die Altartumba, die Postamente der Pieta und des Kreuztragenden Heilandes sowie die Kanzel sind in Dunkelelfenbein gestrichen und lackiert, die Ränder aber sind vergoldet. Das Musikchor wurde mit einem neuen Fußboden versehen und einige Jahre später, etwa um 1930, sind erstmals in die hintere Hälfte des Kirchleins Bänke eingebaut worden. Obwohl Teile der Inneneinrichtung noch fehlten, wurde im Sommer 1919 die feierliche Einweihung des Kirchleins unter starker Beteiligung der Gläubigen vorgenommen. Schließlich konnten am 26. August 1923 die beiden neu angeschafften Glocken unterhalb der Kapelle feierlich geweiht und auf dem Türmchen aufgehängt werden.

Mit der Innenrenovierung ging die Instandsetzung des Äußeren vor sich. Das ganze Dach einschließlich des Turmes wurde neu mit Schindeln eingedeckt und nach der Weisung des Staatlichen Denkmalamtes mit roter Farbe gestrichen. Das Mauerwerk wurde an schadhaften Stellen ausgebessert oder, wo notwendig, neu verputzt.

Außer dem früheren Altarbild, das in der Halle zur linken Hand, wenn man hineinging, seinen Platz gefunden hatte, war im Kirchlein selbst nur ein Bild an der Wand unter dem Musikchore an der Westwand. Es war ein Ölgemälde auf Holz oder Leinwand, worauf der Augenblick festgehalten war, als zwei Engel den noch schlummernden Ritter von Köln auf einem mächtigen Baumstumpf niederlegen. Der Manier nach dürfte dieses Bild aus dem 18. Jahrhundert herrühren und beim großen Brande im Jahre 1832 gerettet worden sein. Auf Anfrage wurde mir mitgeteilt, es sei nach 1950 entwendet worden.

Noch einmal, am 11. Juli 1936, erlebte der Katharinaberg mit dem Kirchlein eine besondere Feier. Es waren in diesem Jahre 100 Jahre vergangen, daß es nach dem vierjährigen Stillstand, wieder aufgebaut, eingeweiht worden war. An jenen Samstagabend zog eine Prozession, geführt vom Personaldechant Johann Čefovský und dem auf Urlaub hier weilenden Ortskinde Prof. Ivo Langner, den Berg hinan. Nach dem feierlichen Gottesdienst hielt Prof. Ivo die Predigt im Freien. Es war ein herrlicher Abend nach einem sommerlich-heißen Tage. Nachher stimmte ein Männerchor das bekannte Lied nach der Weise von Konradin Kreutzer an:

Was schimmert dort auf dem Berge so schön,
wenn die Sternlein hoch am Himmel aufgehn?
Das ist die Kapelle, still und klein,
sie ladet den Pilger zum Beten ein!

Hierauf trug ein Bläserquartett „Schäfers Sonntagslied“ vor. Um die Kapelle war ein Kranz von Lampions gespannt und am Eingang zum Kirchlein waren die Jahreszahlen 1373—1936 angebracht worden. Es sollte außer den alljährlichen Kirchenfesten bis 1944 die letzte besondere Feier sein, was damals niemand ahnen konnte.

Noch ein Rückblick. Zu unserer Zeit, als wir noch Schulkinder waren, war viermal im Jahr im Kirchlein hl. Messe. Zu Markus zogen wir mit den Erwachsenen das erste Mal zum Kirchlein hinauf und freuten uns, wenn die selige Gall-Bäckerin dort ihre frischgebackenen Kuchen feilbot. Dann an einem der drei Bittage kamen wir Kinder wieder mit der Prozession zum Bergheiligtum. Am zweiten Sonntag aber nach Peter und Paul, unserem Kirchenfeste im Tal, war das weit bekannte „Kathrienfest“ oder Patrocinium. Als ich als kleiner Junge das erste Mal mit meinem älteren Bruder aufs Fest gehen durfte, da gab es noch eine Menge Bauden und sogar eine Reitschule. Auch das zweite Haus stand damals noch. Und die letzte hl. Messe wurde, wenn nicht zuviel Schnee lag, am 25. November im Kirchlein gefeiert. Oft lag oben auf dem Berge schon Schnee, während es im Dorfe noch keinen gab. Im Sommer kamen, meist am Rückwege vom Brünnel, Prozessionen vorbei und hielten hier ihre Andacht.

Als nach dem verlorenen Kriege für uns auch die Heimat verloren ging, wurde das einzige Haus unter dem Kirchlein auch leer. Die Familie des Alois Exner zog ins Dorf hinunter, was ihr niemand verdenken wird. Gab es doch dort oben nicht einmal einen Brunnen. Das Wasser mußte aus dem Tal, den „Gründeln“, aus einem offenen Wiesenbrunnen auf den Berg hinaufgetragen werden, was schon im Sommer für eine so große Familie, aber erst im Winter sehr beschwerlich war. So verlor auch das Kirchlein seinen Hüter. Von rohen Händen wurden die Inneneinrichtung und die Heiligenfiguren zerschlagen oder beschädigt, so daß man sich genötigt sah, diese in der Pfarrkirche zu verwahren. Doch setzten Menschenhände und Witterung das Zerstörungswerk fort. Das Dach war längst löcherig geworden, das Wasser drang ein und durchlöcherigte Wölbung und Wände. Auf der Nordseite soll vor Jahren das Mauerwerk durchbrochen worden sein und im Vorjahr war das Türmchen schon herabgestürzt. Schließlich wurde am 5. Mai 1966 die Ruine gesprengt. An Stelle des Kirchleins soll angeblich ein Turm errichtet werden.

Dechant Johann Cefovský, auch seine Vorgänger, besonders aber er, hat sich um die Ausschmückung des Kirchleins große Verdienste erworben. Mit ihm auch alle Spender, die unbekannt sind oder ungenannt bleiben wollen. Nach einer fast 600jährigen Dauer hat nun dieses Bergheiligtum aufgehört zu bestehen und mit ihm viele andere und schönere, größere Kirchen in der alten Heimat. Wir wollen die, die an dem Verfall unserer Kirchen Schuld tragen, nicht verdammen, sondern hoffen, daß eines Tages die Sonne der Freiheit wieder über dem Lande unserer Väter leuchten möge!

Franz Schöbel



Im Laufe der letzten 15 Jahre wurde die Katharina-Kapelle schwer demoliert, hier stand einst der Seitenaltar. Am Hochaltar stand eine Statue der Hl. Katharina. Das Kapellentürmchen war weithin sichtbar. Am 5. Mai 1966 wurden Sprengladungen in die starken Mauern eingesetzt und das jahrhundertalte Kirchlein fiel der Zerstörung zum Opfer. Ein großer Berg Steine kennzeichnet den Ort, wo einst das Wallfahrtsheiligtum stand.



Kaiser Joseph im Riesengebirge

von Johann Pöner



In diesem Haus in Freiheit übernachtete Kaiser Joseph

Nur die Alten können sich heute noch ein wenig an die Zeit erinnern, da in den Stuben neben dem Herrgottswinkel das Kaiserbild hing. Von der Anhänglichkeit unserer Vorfahren an das alte Herrscherhaus kann sich die Jugend heute kaum mehr einen Begriff machen. Diese Anhänglichkeit ging vor allem auf den Volkskaiser Joseph II. zurück, der sich wiederholt im Riesengebirge und seinem Vorlande aufgehalten hat. Allenthalben hat ihm das Volk Denkmäler errichtet, besonders wertvolle in Hobenelbe, Arnau und Trautenau. Die Tschechen haben sie im Herbst 1918 gestürzt und alle öffentlichen Erinnerungen an die Habsburger systematisch ausgemerzt.

Am 13. März 1741 war Joseph als der älteste Sohn der Kaiserin Maria Theresia in Wien zur Welt gekommen. Kaum 23 Jahre alt, wurde er zum römischen König gewählt und 1765, nach dem Tode seines Vaters, Franz I. Stephan, deutscher Kaiser und Mitregent seiner Mutter in den österreichischen Ländern. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, ein Lebens- und Schaffensbild Josephs II. zu entwerfen; manch schöner Charakterzug von ihm wird aber in seinen Beziehungen zu unserer Heimat offenbar.

Bekanntlich hat Kaiser Joseph II. zu Possoritz in Mähren mit eigener Hand den Pflug geführt und ein Stück Feld umgeackert. Hier ist daran zu erinnern, daß zuerst im Königinhofer Bezirke erprobt worden ist, wie sich die Verhältnisse nach Aufhebung der Leibeigenschaft gestalten würden. Dies geschah auf der ehemaligen Jesuitenbesitzung Schwarz, die nach Aufhebung des Ordens in eine „Studienfondsherrschaft“ umgewandelt worden war.

Es war vor 200 Jahren, da Joseph II. zum ersten Male ins Riesengebirge kam. Aus Sachsen kommend, war er am 30. Juni 1766 in Reichenberg eingetroffen. Am nächsten Tage gelangte er mit seinem Gefolge, etwa vierzig Personen, gegen acht Uhr abends nach Hohenelbe und nahm in der Dechantei Quartier. Der damalige Vikar Ambros Gall hat uns im Gedenkbuch der Dechantei darüber berichtet. (Vgl. Volks- und Heimatkunde des pol. Bezirkes Hohenelbe, III. Band, Hohenelbe 1915, S. 1180.) Es ist bezeichnend für die spartanische Erziehung, die dem jugendlichen Monarchen zuteil geworden war, was Ambros Gall hier bezeugt. In der wörtlichen Übersetzung des lateinischen Textes heißt es: „Die Minister schliefen in meinen Federbetten; der Kaiser jedoch lag und ruhte, wie er es auf der Reise überall gemacht hatte, auf reinem Stroh, das mit einem Leintuche von mir bedeckt war, und eines zweiten Leintuches von mir bediente er sich, um sich zuzudecken. Das Lager bereitete sich Seine Majestät selbst, wobei ihm mein damaliger Sakristan, Johann Wiesner, Bürger und Weber aus Hohenelbe, behilflich war. Dieser war auch von Seiner Majestät beauftragt, einige Stücke Holz herbeizutragen und unter das so bereitete Lager zu legen.“ Auch im Gedenkbuch des Hohenelber Augustinerklosters ist zu lesen: „Als besonders merkwürdig ist anzuführen, daß Se. k. k. (= Seine kaiserlich königliche) Majestät sich auf ihrer ganzen Reise auf kein Bett, sondern nur auf bloßes Stroh gelegt haben, und zwar auf der Erde.“ (Riesengebirgs-Jahrbuch 1959, S. 33.)

Joseph II. war durchaus kein Freigeist, vielmehr ein tiefgläubiger Katholik. Dechant Gall berichtet uns weiter: „Am anderen Morgen, nämlich am 2. Juli, habe ich in Gegenwart Seiner Majestät, der Minister und des Hofstaates in der Dekanalkirche am Hochaltar eine hl. Messe gelesen, wobei die hiesigen Musiker eine Figural Litanei von der seligsten Jungfrau aufführten; am Schlusse gab ich den Segen mit dem Allerheiligsten.“ Und im Gedenkbuch des Augustinerklosters heißt es: „Des andern Tags früh sieben Uhr wohnte Se. k. k. Majestät samt dem Hofstaat der hl. Messe bei, kniete aber nicht auf das für ihn vorbereitete Kniebänkel, sondern auf bloßer Erde.“

Dem Berichte von Dechant Gall entnehmen wir noch: „Während Se. Majestät der Kaiser speiste, wurde das Volk zugelassen, um ihn zu sehen; man bediente sich meines Tischzeuges aus Silber, Zinn, Leinen usw. . . . Übrigens zeigte sich Seine Majestät sehr gesprächig, aber mit ernstem Antlitze. Bei der Mahlzeit zeigte er guten Appetit (die Porzellanschüssel, worauf die Hohenelber Frauen dem Kaiser einen Kuchen gebracht hatten, wird in der Dechantei noch jetzt aufbewahrt), ließ aber außer Wasser kein anderes Getränk zu.“

Nacht acht Uhr setzte der Kaiser seine Reise fort und langte am Nachmittage in Schatzlar an. Wie die Chronik berichtet, speiste er „öffentlich bei dem hiesigen Gastwirt Karl Schneyder zur allgemeinen Freude im vorderen Stübel gegen den Marktplatz (im heutigen Gasthaus ‚zur Krone‘) und hat sich dabei sehr vergnügt. . . . Zu einem unvergesslichen Andenken ist auch der schlechte von Holz gemachte Lehnstuhl, wo Se. Majestät während der hohen Tafel gesessen, auf alldasige Rathstaben in gute Verwahrung genommen worden.“ (Jos. Demuth, Der pol. Bezirk Trautenau, Trautenau 1901, S. 309 f.) Auf der weiteren Reise wurden auf

dem Marktplatz in Trautenau die Pferde gewechselt und der Kaiser ruhte sich etwas aus. „Beim Abschied“, lesen wir am angegebenen Ort, „hatte sich der Riemermeister Kaspar Justin im schwarzen Feiertagskleide dadurch bemerkbar gemacht, daß er sich mit der Umzäunung des kaiserlichen Pferdes beschäftigte. Der Kaiser, ihn für einen Pater haltend, meinte deshalb zu ihm: „Sieh da, der Pater versteht sich auch auf das Pferdegeschirr.“ — Bei finsterner Nacht, ohne Licht und Fackeln, zog der Kaiser in Braunau ein. Es war bereits nach Mitternacht, als die Reisenden das Benediktinerkloster erreichten.

Nicht zu Unrecht hat man Joseph II. einen „barmherzigen Samaritan auf dem Throne“ genannt. In der Heimatkunde des politischen Bezirkes Königinhof (Gradlitz 1908, S. 184 ff.) berichten Heinrich Füssel und Josef Borufka: „Als im Hungerjahre 1771 die Not in Böhmen aufs höchste gestiegen war, erschien Kaiser Joseph II. das erstemal im Königinhofer Bezirke, um sich von dem Umfange der Not zu überzeugen. Vom Gradlitzer Amte wurde der Bauer Jeschke aus Retten-dorf Nr. 43 bestimmt, dem Kaiser als Vorreiter bis Ols zu dienen. Der Monarch scheute weder Wind noch Wetter noch schlechte Wege und suchte auch manchen abgelegenen Ort auf... betrat die von abgezehnten und kranken Menschen bewohnten Stuben. Das Auge von Tränen feucht, brachte er ihnen Trost und Hilfe. Schluchzend umfingen die Darbenden seine Knie, stammelten ihren Dank und riefen die Gunst des Himmels auf ihren Retter herab. (Der Kaiser steckte, auch auf Reisen, fast täglich 100 Dukaten zu sich, die er ohne Geräusch, auf die wohl-tätigste Art, verschenkte, die großen Summen ungerechnet, die er den öffentlichen Armenanstalten jährlich zufließen ließ.) Als sich der Kaiser überzeugt hatte, daß die Ankäufer und Kornwucherer die alleinige Ursache der Hungersnot waren und die vorhandenen Vorräte, die man entdeckte, den Bedarf für zwei Jahre, ja für eine noch längere Zeit zu decken imstande wären, da erfüllte ihn das lieblose Gebaren der Ausbeuter mit einem so heftigen Unwillen, daß er sogleich kräftige Maßregeln traf, und den Beamten, die alles zu regeln hatten, Soldaten als Begleiter mitgab.“

In diesem Hungerjahre war es auch, daß Kaiser Joseph am 13. Oktober wiederum nach Hohenelbe kam. Dechant Gall, bei dem er das Mittagmahl einnahm, konnte ihm zwei Stunden lang das herrschende Elend schildern und erhielt 100 Dukaten zur Verteilung an die armen Kirchkinder.

Joseph II. und Friedrich II.

Durch die Schlesischen Kriege hatte Österreich bekanntlich Schlesien an Preußen verloren. Joseph II. wollte sich mit diesem Verluste nicht abfinden und suchte ihn durch die Erwerbung von Bayern wettzumachen. Damals war Österreich noch ein Teil des Deutschen Bundes. Friedrich II., den die Preußen „den Großen“ nennen, wollte aber eine solche Stärkung Österreichs in Deutschland nicht zulassen, protestierte und rüstete zum Kriege. So kam es im Sommer 1778 zum Bayerischen Erbfolgekriege, der sich im Vorlande des Riesengebirges abgespielt hat.

Joseph II. ließ das rechte Elbeufer von Jaromiersch aufwärts befestigen und auf den Höhen längs des Flusses Schützengräben und Feldschanzen anlegen. Dahinter lagerte die ganze Armee. Anfang Juli drang Friedrich über den Nachoder

Paß in Böhmen ein. Bei Wölsdorf kam sein Vormarsch zum Stillstand, und der König nahm hier bis Mitte August sein Hauptquartier. Täglich ritt er aus, um Stärke und Stellungen der Österreicher zu erkunden. Einmal wäre er dabei beinahe ums Leben gekommen.

Emilian Leder hat den Vorfall nach dem 1789 erschienenen Werke von K. C. Graf Schmettau über diesen Krieg in der Königinhofer Heimatkunde ausführlich geschildert. (Gradlitz 1908, S. 177 ff.) Am 8. Juli nahm der alte Preußenkönig, nur von einem Adjutanten begleitet, auf der Höhe zwischen Wölsdorf und Grabshütz den dort gelegenen Teil des gewaltigen Lagers in Augenschein. „Dabei soll er dem am Ufer der Elbe gelegenen Gebüsch bei Prode so nahe gekommen sein, daß er den kaiserlichen Scharfschützen beinahe eine halbe Stunde zum Ziele diene. ... Bald nach Beginn des Krieges verlangte ein österreichischer Grenzsoldat vor Kaiser Joseph, der bekanntlich für jeden Mann seines Heeres zugänglich war, geführt zu werden. Der schon bejahrte Kroat, Mirko Lipatovich mit Namen, gestand, daß ihm ... der Gedanke gekommen sei, zum Troste der großen und gütigen Kaiserin und zur Freude ihres leutseligen Sohnes Joseph, dem ‚falschen Preußenkönig‘, von dem gospodin Kapitan (der Herr Hauptmann) schon oft erzählt, von Pferde zu schießen. — Um den gewaltigen schlauen Fredko (Friedrich) zu töten, habe er (Mirko) sich mehrmals auf Vorposten gemeldet. Gewöhnlich habe sich dem Elbufer ein kleiner Reitertrupp genaht, allen voran auf einem schönen, starken Schimmel mit roter Schabrake ein kleiner alter Herr in blauem Rock, mit einem kleinen Hütchen auf dem braunen, eckigen Gesicht und einem Stock in der Hand, der wie eine Krücke aussah. Der harambascha (Korporal, Anführer) habe diesen Reiter als den alten Preußenkönig Fredko bezeichnet. Letzthin habe Mirko das Glück gehabt, unbemerkt über die Elbe zu kommen, um hier im Gesträuch Friedrich aufzulauern. Tatsächlich sei der Reitertrupp wieder gekommen, vornean der Kleine auf dem Schimmel, von Zeit zu Zeit durch ein schwarzes Rohr (Fernrohr) schauend und mit den Händen bald da, bald dorthin deutend. Als der König kaum zwölf Schritte vor dem Grenzer stehen geblieben war, habe dieser das Gewehr auf ihn angelegt; doch in diesem Augenblicke hätten ihn die ersten und strengen Augen des kleinen Männchens getroffen, das sich im Sattel hob, drohend den Krückstock schwang und eiligst davonritt.

Die besorgte Frage Josephs II., ob Mirko diesen Vorfall anderweitig erzählt habe, verneinte letzterer mit dem Bemerkten, daß ihn ein unbekanntes Gefühl, die königliche Hoheit Friedrichs und die jedenfalls unverzeihliche Schwachheit die Tat bisher nicht ausführen ließen. Jetzt wolle er aber nur mit Zustimmung des Kaisers handeln. ‚Nein, nein‘, fiel der Kaiser dem Kroaten aufatmend ins Wort, ‚dein Gefühl war damals ganz richtig; es wäre eine große Sünde gewesen, wenn du den König getötet hättest und es ist brav von dir, daß du mich gefragt hast. Weißt du, kein tüchtiger Soldat wird sich scheuen, den König in einem Gefecht gefangen zu nehmen und trüfe ihn bei solcher Gelegenheit eine Kugel, so ist es das Los eines Soldaten, deren einer der König gerade so gut ist, wie ich und du; aber ihm auflauern und ihn mit Vorsatz töten, wäre schmähhch und eines ehrlichen Kriegers nicht würdig. — Ob dieser Worte war der Grenzer ganz verduzt und seine Enttäuschung wuchs noch mehr, als ihn der Kaiser sogar mit einem Goldstück beschenkte und ihm gebot, vorläufig keinen Dienst zu versehen, sondern weitere

Befehle abzuwarten. Um die Befürchtung, der Kroat könnte sein Vorhaben schließlich doch zur Ausführung bringen oder durch Mangel an Verschwiegenheit Nachahmer des mörderischen Gedankens finden, los zu werden, wurde über Veranlassung des Kaisers der Grenzsoldat mit dem nächsten Kurier nach Wien und von da in seine Heimat befördert. — Vorsichtshalber schärfte Kaiser Joseph den Offizieren ein, ihren Leuten folgende Belehrung zu geben: „Für den Fall, als sich der König von Preußen, dessen Äußeres den Truppen genau zu beschreiben ist, den äußersten Vorposten nähern sollte, haben dieselben, falls er allein oder mit einem kleinen Gefolge kommen sollte, ihm durch Präsentieren des Gewehrs oder Senken des Säbels jene Achtungsbezeugung zu leisten, die ihm als gekröntem Haupte, siegreichen Heerführer und als persönlichem Freunde des Kaisers gebührt. Sollten hinter ihm größere Truppenkörper sichtbar werden, so hat der Posten sofort die Meldung nach rückwärts zu erstatten, auf keinen Fall aber dürfe von den Vorposten ohne höhere Anordnung bei Anwesenheit des Königs eine Feindseligkeit begonnen werden.“ — Dem Leser drängen sich gewiß nun einige Fragen auf. Ist die moderne Kriegsführung humaner geworden? Wo bleibt der Mut, die Ritterlichkeit, ja Freundschaft zwischen den verantwortlichen Männern, die sich heute bekriegen usw.?

Vom Türmlein der Katharina Kapelle beobachtete Kaiser Joseph das ganze preußische Lager.



Später hatte Friedrich sein Hauptquartier am Kahlenberge hinter Ketzelsdorf. Am Katharinaberge südlich von Kottwitz hat Kaiser Joseph öfters vom Türmchen des altehrwürdigen Kirchleins aus das ganze preußische Lager besichtigt. Zu wiederholten Malen wäre es ihm möglich gewesen, die Preußen zu schlagen. Allein die Rücksicht auf seine Mutter, die vor einer blutigen Entscheidung zurückschreckte, hielt ihn von einem Angriff ab. Am 3. September hatte Friedrich im Schloße zu Wildschütz Wohnung genommen. Unter Tschiermma berichtet die Hohenelber Bezirkskunde: „Joseph II. erschien selbst in der Nähe, wo kaiserliche Husaren in der Leopoldsklausen die vordere Abteilung der preußischen Kavallerie auseinandertrieben. Joseph gab den Befehl, von der Verfolgung abzusehen, wodurch der altersschwache Fritz von der sicheren Gefangennahme mit seinem ganzen Korps gerettet ward.“ (S. 1303.)

Am 18. August nahm der Kaiser die Berge um Hohenelbe in Augenschein und traf die nötigen Anstalten gegen die auf Schwarzenthal, dem Biener und der Matzerhöhe unter dem Kommando des Generals von Anhalt aufgestellte preussische Armee. Die Berge wurden mit drei Regimentern und Stücken besetzt, so daß bei 40 000 Oesterreicher hier zu stehen kamen. So wurde, wie es auf einem von der Hohenelber Bürgerschaft in der Dekanalkirche aufgehängten Votivtafel heißt, „Hohenelbe von den durch drei Wochen ausgestandenen Ängsten befreit, durch die Gnade Gottes und den Schutz der hl. Anna von der schreckvollen Feindesgefahr und dem augenscheinlichen Untergang errettet.“

Die Stellungen der Oesterreicher zu umgehen, glückte Friedrich also auch hier nicht. Vom 26. August bis 7. September lagerte sein Heer auf den Höhen zwischen Forst, Schwarzenthal und Oberlangenzau. Die Oesterreicher zogen sich ihm gegenüber zusammen und Kaiser Joseph wohnte durch sechs Wochen im alten Schulhaus von Niederöls. Jetzt hätte es zur Entscheidung kommen müssen, doch wagte Friedrich den Angriff nicht. Schließlich verließ er die völlig ausgesogene Gegend und kehrte nach Schlesien zurück.

Befriedigt war eigentlich niemand von diesem unblutigen Kriege. Die Soldaten beider Heere schimpften auf den „Zwetschkenrummel“, den „Kartoffelkrieg“. Die Leidtragenden aber waren die Bewohner des arg verwüsteten Landes. Die Langenauer Kirchendchronik schließt ihren Bericht über die Greuel dieser Zeit mit den Worten: „Was uns dieser Bayerische Erbfolgekrieg vor einen entsetzlichen großen Schaden und Unglück zugefügt hat, ist niemand imstande zu beschreiben, weil er uns alles hinweggestohlen und ruiniert hat, daß uns nichts übriggeblieben ist, als die Augen im Kopf, mit welchen wir unser großes Elend ansehen konnten.“

Im nächsten Jahre bereiste Kaiser Joseph die vom Kriege heimgesuchten Ortschaften. Von Neustadt an der Mettau kommend, betrat er am 5. September den Königinhofer Bezirk. Beim Dorfe Pleß besah er sich das ganze Hochland, das zum Bau der Festung ausersehen war, die seinen Namen tragen sollte: Josefstadt. „Von Pleß ritt er über die Mettau und Aupa, durch die Jakobivorstadt von Jaromiersch, wo er sich die Stellungen des Preußenkönigs auf dessen linken Flügel besah. — Von Schweinschüdel ging es über Grabschütz nach Wölsdorf. Hier besichtigte der Kaiser genau die Stellungen, welche die Preußen in ihrem Zentrum eingenommen hatten. Überall standen noch die Verschanzungen, die meisten Palisaden und fast alle Verhaue. — Jetzt ging es über Gradlitz und Rennzahn nach Königinhof, wo der Kaiser Rast machte. Nachher ritt er mit seiner Begleitung über Güntersdorf nach Söberle und von da durch den Königreichswald, wo er jenen Berg besichtigte, der hätte genommen werden müssen, um die auf dem Ketzelsdorfer Berge (wahrscheinlich der „Roten Höhe“) unter dem Befehle des preussischen Kronprinzen stehende Armee angreifen zu können. Dann ritt er über die Ketzelsdorfer Anhöhe hinweg, wobei er die Beobachtung machte, daß ein etwaiger Angriff von den neun Häusern (Neuhäuser) und von dem Katharinaberger viel leichter gewesen wäre. In Arnau übernachtete der Kaiser. Die Reise ging dann über das Riesengebirge.“ (Königinhofer Bezirkskunde.)

Am Ende seines Lebens — der Tod erlitt ihn am 20. Feber 1790 — mußte Joseph II. noch seinen ganzen Reformbau zusammenstürzen sehen. Darum wählte er sich den Grabspruch: „Hier ruht ein Fürst, der die beste Absicht hatte, aber alle seine Pläne scheitern sah.“ Diese Worte sind denn auch auf seinem überaus einfachen Sarge in der Wiener Kapuzinergruft zu lesen.



Bei dieser Gelegenheit kam der Kaiser auch nach Trautenau. Am 11. September soll er in der Wiesenbaude genächtigt haben. Am folgenden Tage besuchte er die Lagerplätze bei Bernsdorf, Königshau, Schatzlar, Schwarzwasser und Bober. „Von da nahm er seinen Weg über Kunzendorf hinauf auf das Kleinaupaar Gebirge, dann weiter nach Marschendorf und Freiheit, wo er Quartier nahm. Am nächsten Tage, dem 13. September, kam der Kaiser von Freiheit wieder über Rehorn nach Schatzlar, wo er an die Armen 50 Dukaten verteilen ließ. Es wird erzählt, daß er sich in Schatzlar sehr verwundert habe, weil die Leute alle mit schwarzen Mäulern herumgingen, worauf ihm der Bürgermeister Gaberle erklärte, man müsse hier eben froh sein, wenn man noch Heidelbeeren zu essen habe. (Davon wahrscheinlich die Verse: ‚Wer sich will in Schatzlar nähren, muß essen Pilz und Heidelbeeren‘.) Von Schatzlar reiste der Kaiser wieder über Reißenhöhe und Klinge nach Freiheit ins Nachtquartier zurück. Kaiser Joseph kam in derselben Zeit auch nach Groß-Aupa. Man erzählt, daß er mit seinem Gefolge, darunter auch Laudon und Wurmser, an der Stelle der heutigen Kirche hielt und zu ersterem äußerte: ‚Mein Laudon, hier wäre auch eine Kirche vonnöten.‘ Dieser antwortete: ‚So ziemlich.‘ Der Kaiser fragte hierauf einen Ortsbewohner, ob es noch viele Wohnungen gäbe, die zu demselben Kirchprengel gehören, und erhielt die Antwort, daß etliche Häuser beinahe zwei Stunden entfernt lägen. Joseph notierte sich nun auf seiner Schiefertafel die Notwendigkeit der Erbauung einer Kirche an dieser Stelle und ritt weiter über die Richterbauden und die Weiße Wiese nach Hohenelbe.“ (Jos. Massopust in der Trautenauer Bezirkskunde, S. 317.)

Die alten Zeiten waren nichts weniger als golden. Jede Zeit, auch die unsere, hat ihr Gutes und Böses. Kaiser Joseph II. war kein Heiliger. Auch er hat geirrt und in manchen Stücken vorschnell gehandelt. An seinem guten Willen und an seiner großen Liebe zum einfachen Volke ist aber nicht zu zweifeln. Im Marmorsockel des Denkmals, das die Trautenauer dem Volkskaiser im Jahre 1886 zwischen Markbrunnen und Dreifaltigkeitssäule aufgestellt hatten, war in einer Blechkapsel eine Denkschrift eingeschlossen, die mit dem Spruche beginnt: „Unvergessen bleibt im Volke, der des Volkes nie vergaß.“



**Franz, Anton v. Sporck,
ein Streiter für das Recht**

Von A. Tippelt, Kukul Regensburg

Franz, Anton, Reichsgraf v. Sporck, Erbe der Herrschaft GRADLITZ (1662—1738), war nicht wie sein Vater, Reitergeneral Johann v. Sporck (1595—1679), Streiter für „Ehr und Erhalt“ des „Römischen Reichs Deutscher Nation“, sondern ein Grandseigneur und Mäzen seiner Zeit. Als rechtschaffener Reichsgraf trat er stets für erkanntes Recht ein und scheute nicht davor zurück, gefestigte Anschauungen auf seine Weise zu verbreiten.

Während in Österreich im 17. und 18. Jahrhundert das gesamte kirchliche Schrifttum i. d. H. von den Jesuiten ausging, machte sich Sporck daran, religiöse Schriften in eigener Zuständigkeit zu verbreiten. Seine beiden Töchter und andere Personen übersetzten in seinem Auftrage eine Reihe französischer kirchlicher Werke und gaben diese auf Kosten des Vaters heraus. Da Sporck aber damit nicht rechnen konnte, für eigene Druckschriften die kirchliche Genehmigung zu erhalten, ließ er viele dieser Werke außerhalb Böhmens drucken und in Lissa richtete er sogar eine geheime Druckerei ein. Die massenhaft fabrizierten Büchlein ließ er dann allenthalben unter die Untertanen verteilen. Daneben liebte er es, selbst aus der heiligen Schrift oder aus den von ihm herausgegebenen Büchern seinen Bedienten und Gästen vorzulesen. Um die biblische Geschichte und heilige Schrift dem gemeinen Mann verständlich zu machen, ließ er wichtige Stellen in Verse und Reime setzen, dazu eine volkstümliche Melodie komponieren und das Ganze bei allen möglichen Gelegenheiten für sich und seine Leute abzingen. Wir dürfen uns also nicht wundern, daß er sich durch dieses Vorgehen die Gegnerschaft der Jesuiten zuzog. Aber vielleicht hätten diese trotzdem noch immer nichts gegen ihn, den einflußreichen Magnaten, den Statthalter und Geheimen Rat, unternommen, wenn er in seiner bekannten Spottlust nicht selbst ihnen Ursache dazu gegeben hätte. Die Veranlassung war eigentlich recht geringfügig. In dem an Kukul angrenzenden Schurz war damals eine Niederlassung der Jesuiten und Sporck hatte mit diesen vereinbart, an der Grenze zwischen Kukul und Schurz einen Kalvarienberg nebst Kirche zu errichten. Die Straße mit den Stationen von Kukul bis zum Berge verpflichtete sich Sporck anzulegen, während die Jesuiten dasselbe auf ihrer Seite tun sollten.

Sie zögerten jedoch und suchten sich ihrer Verpflichtung zu entziehen. Für Sporck war dies nun eine willkommene Gelegenheit, gegen die Jesuiten unzählige Spottlieder, Flugschriften und satyrische Darstellungen loszulassen. In diesen Liedern und Gedichten, welche im Jahrmarktton gehalten waren, wird den Schurzern vorgeworfen, daß ihnen der pralle Geldbeutel lieber sei, als die Errichtung einer Kirche, der geweihte Berg sei ein Tummelplatz von Hexen und anderen Gensdel, das hier sein Unwesen treibe. Um die Wortbrüchigen noch mehr ärgern zu können, stellte er an der Grenze seiner Herrschaft das überlebensgroße Standbild des „Miles Christianus“ auf, des „christlichen Streiters“, welcher mit hoch erhobenem Schwerte den Schurzern drohte.

Das war den Jesuiten denn doch zuviel und sie holten sehr bald zu einem Schläge aus, der den Grafen dort verwunden sollte, wo er am leichtesten und tiefsten zu treffen war, nämlich in der Liebe zu seinen Büchern und in seinem Glauben.

Der Sporck'sche Haushofmeister Tobias Seemann, welcher über die wichtigsten Ereignisse am Hofe Sporcks ein genaues Tagebuch führte, vermerkte unter dem 26. Juli 1729 folgendes: „Um 3 Uhr früh, der Kreishauptmann Voračický mit 2 Kommissären und einer Kompagnie Reiter anher gekommen, zu ihrer Exellenz gegangen und vorgetragen, daß sie auf kaiserlichen Befehl alle Bücher, wo sich deren befinden, visitieren sollen.“ Die hohe Kommission durchsuchte wirklich alle Räume, beschlagnahmte die Bücher, verhörte das Personal hochnotpeinlich, insbesondere über die vom Grafen vorgenommenen Vorlesungen aus der heiligen Schrift und anderen Büchern, verhaftete einige Angestellte und — nachdem sie eine Woche lang in Kukul das Oberste zu unterm gekehrt — führte sie nicht weniger als 36 Ladungen Bücher weg. Sporck war es damit klar, daß man ihn nun der Ketzerei verdächtigen werde und er deshalb ein Strafverfahren zu gewärtigen habe.

Ein solches war in der damaligen Zeit keine Kleinigkeit, zählte doch Ketzerei zu den schweren Verbrechen und eine diesbezügliche Verurteilung war mit schwersten Strafen, insbesondere mit dem Verlust von Hab und Gut verbunden. Sporck ließ daher zunächst jeglichen Trotz entgegen seiner Gewohnheit gänzlich fallen und versuchte seine Unschuld oder doch wenigstens seinen guten Glauben unter Beweis zu stellen. Er richtete an den Kaiser nicht weniger als 13 Denkschriften, eine weitere an die Kaiserin. In diesen rechtfertigte er sich, warum er Werke protestantischer bzw. der Ketzerei verdächtiger Schriftsteller neu herausgab, warum er protestantische Buchdrucker beschäftigte, Bücher ohne Zensur drucken ließ und mit den Jesuiten in Fehde lag. Doch vermochte er sich dadurch nicht reinzuwaschen, denn noch im Oktober 1729 drang der Stadthauptmann der Prager Neustadt, Graf Paradies, in das Sporck'sche Palais in der Pflastergasse zu Prag ein, beschlagnahmte dort eine große Menge Bücher und ließ sogar den kostbaren Schreibtisch aufbrechen, welchem er Briefe entnahm.

Dies alles hatte zur Folge, daß ein kaiserliches Dekret erlassen wurde, welches dem Grafen strikt verbot, weiterhin verdächtige und gefährliche Bücher einzuführen oder zu verteilen, sonst würde er sofort in Haft gesetzt und ihm die Verwaltung seiner Güter entzogen werden.

Die Sache stand also recht schlimm, aber der Graf arbeitete eine neue Denkschrift aus, in welcher er diesmal mit vollem Rechte auf seinen christlichen Le-

benswandel hinwies. Um Schlimmeres zu verhüten, mußte er aber unbedingt vorbeugen. Im November 1729 ließ er daher auf seinem Sommersitz Bonrepos bei Lissa im Beisein des Bunzlauer Kreishauptmanns Grafen Klenau die Streitschriften gegen die Jesuiten in Tausenden von Exemplaren verbrennen. Wie uns aber sein getreuer Chronist Tobias Seemann vermeldet, konnte es sich der Graf doch nicht versagen, vorher noch zum letzten Male einige dieser Spottlieder zum allgemeinen Ergötzen öffentlich absingen zu lassen. In Kokus ließ er die beanstandeten Inschriften abseifen und die anstößigen Figuren umwandeln. So wurde aus dem „Herakomanus“ ein „Goliath“ und, damit die Verwandlung auch glaubwürdig sei, stellte man ihm einen „David“ mit der Schleuder gegenüber. Der „Miles Christianus“ mußte mitsamt seinem erhobenen Schwerte von der Schurzer Grenze in den Hospitalsgarten abwandern, wo er noch heute stehen dürfte.

In der Zwischenzeit wurden nun alle konfiszierten Bücher in Königgrätz einer genauen Untersuchung unterzogen. Die meisten wurden beanstandet, teils wegen ihres ketzerischen Inhalts, teils weil sie ohne geistliche Zensur gedruckt worden waren. Alle diese Bücher wurden auf den Index gesetzt, u. zw. in den von Konias herausgegebenen „Clavis Haeresim claudens et aperiens“ (= Schlüssel, welcher die Ketzerei schließt und offenbart).

Der Graf war natürlich darüber außerordentlich empört. Voll Zorn drohte er dem Königgrätzer Konsistorium Ansprüche auf Schadenersatz an. Aber dazu kam er nicht, denn prompt erfolgte gegen ihn eine peinliche Anklage. Sie lautete auf Ketzerei, Mißachtung der Heiligen, sowie des röm. kath. Ritus, auf Verbreitung von Schmähschriften gegen die Jesuiten, auf Anbringung von Inschriften und Malereien auf Standbildern und andere Missetaten. Desweiteren wurde Anklage erhoben, daß er sogar den lutherischen Kupferstecher Michael Rentz, welcher die schmählichen Kupferstiche verfertigte, durch volle 7 Jahre bei sich gehalten habe, daß er einem untertänigen Mädchen die Ehe mit einem Lutheraner gestattet habe, daß er an Sonn- und Feiertagen die Landbevölkerung von der Predigt abgehalten und an deren Stelle selbst gefährliche Lehren aus verbotenen Werken vorlesen ließ u. dg. m. Der Strafantrag lautete auf Verlust der Standeshoheit, Einziehung der Güter, Zahlung einer Buße von 100 000 Gulden und Verbrennung aller Bücher und Schmähschriften. Ferner wurde in der Klage beantragt, Spork in scharfen Arrest zu nehmen, welcher in einen dreijährigen Hausarrest umgewandelt werden kann, wenn Spork seine Ketzereien öffentlich widerrufe. Jeglicher Verkehr mit ketzerischen Personen sei ihm strengstens zu verbieten, widrigenfalls er mit lebenslänglicher Haft zu rechnen habe.

Im Jahre 1733 wurde das Urteil gefällt. Spork wurde nur der einfachen Haeresie und der Übertretung des Verbotes, nicht zensurierte Bücher herauszugeben, für schuldig gesprochen. Die Strafe lautete auf eine Buße von 6000 Dukaten.

Spork — so verbittert er auch darüber war, als Ketzer verurteilt worden zu sein — legte gegen das Urteil keine Berufung ein, weil ihm klar war, daß er damit nichts zu erreichen vermag. Er begnügte sich mit einem Gnadengesuch an den Kaiser, das allerdings abschlägig beschieden wurde. Um der sicheren Exekution zu entgehen, bezahlte er dem Staate umgehend die 6000 Dukaten. Spork stand damals bereits in seinem 72. Lebensjahre, als dieser für ihn schwerste Prozeß zu Ende ging.

Es ließe sich noch eine ganze Reihe anderer Prozesse anführen, in welche Graf Sporck verwickelt war. In seiner 1717 bei Gottwald-Stielenau erschienenen Biographie ist ein Großteil seiner Prozesse beschrieben. Aber auch in den folgenden 20 Jahren hat er noch so manchen Rechtsstreit geführt. Aus allen Sporckschriften geht zweifelsohne hervor, daß Graf Sporck ein kluger und für seine Zeit überaus gebildeter Mann war, der sich einerseits als Gönner und Wohltäter gefiel, andererseits aber eine ausgesprochene Kämpfernatur war. Schon in den jungen Jahren mußte er aus begründeten Ursachen einen harten Prozeß gegen seine Vormünder führen und eben dieser Prozeß deckte ihm die Mängel der damaligen Justiz auf, die Käuflichkeit der Beamten, den Einfluß persönlicher Feinde auf höchster Stelle und brachte ihm die Erkenntnis, daß man — trotzdem man in vollem Rechte war — doch nicht zu seinem Rechte gelangen konnte, wenn es der bürokratische Absolutismus jener Zeit nicht wollte. Da wird nun Sporck zum Rechts- und Wahrheitsfanatiker, da schlägt er blind mit der Faust drauf los, da verstrickt er sich in Prozesse, die von vornherein für ihn aussichtslos sind. Sein Rechtsbewußtsein wurde so stark, daß er jede Gelegenheit wahrnahm, um einflußreiche Personen für seine Sache zu gewinnen. So machte er z. B. der in Kukul als Gast weilenden Fürstin Schwarzenberg den Hof, da er von ihr die Verwendung beim Kaiser erwartete. Damit Letzterer ihm Gnade erweise, ließ er unter anderem durch Mathias Braun das schönste Jagddenkmal jener Zeit an die Stelle setzen, wo er Kaiser Karl VI. die Insignien seines Hubertusordens überreichen durfte. In all seinen Reden und Büchern zitiert Sporck seine Prozesse, und es gibt kaum ein Vorwort in seinen zahlreichen ihn betreffenden Werken, in welchen nicht des Grafen als eines unschuldig Verfolgten und ungerecht Bestraften gedacht wird.

Wenn man heute nach mehr als 200 Jahren vorurteilsfrei seine vielen Prozesse durchforscht, muß man zugeben, daß ihm oft schweres Unrecht zugefügt wurde. Gewiß sind manche seiner Prozesse nur aus seinem starren, unnachgiebigen Wesen zu erklären. Tatsache ist aber, daß die damaligen Rechtsverhältnisse unglaublich schlecht waren, und es ist ein unbestrittenes Verdienst des Grafen Franz, Anton v. Sporck, hierin krasse Übelstände aufgedeckt zu haben. Wenn ihm auch vieles nicht gelang, bleibt er ein aufrechter und unserer Zeit sympathischer Streiter, getreu seinem Wahlspruch: *„Für Gerechtigkeit und Wahrheit“*.

Quellen: Dr. H. Benedikt, Wien (Sporck-Akten 1923)

Dr. E. Back, Köningin Hof a. d. E. (gedruckte Vorträge)



Erinnerungen an den 66er Krieg

Mit Ende Juni 1966 sind 100 Jahre vergangen, seitdem im Preußenkriege die blutigen Kämpfe um den Trautenaauer Kapellenberg stattfanden. Professor Stransky erzählte mir einmal von der alten Großmutter, die mitten im Kugelregen des Angriffs seelenruhig auf ihrem Acker nach Kartoffeln grub. Ein österreichischer Offizier schickte einen Soldaten zu ihr. Dieser beugte sich zu dem eifrig grabenden Weiblein und schrie in den Gefechtslärm der Kanonen und Gewehre: „Großmutter! Ihr müßt weggehen von hier. Wir haben Krieg!“ Die Alte ließ sich nicht stören, grub weiter und rief: „Lutt mich ei Ruh mit eim teltscha Krieche. Wos wiltst ihr? Do Mon eigeruckt, s Weib leit eia Sexwucha, an die Stu is vullo Kindo diede nischt zu assa hon. Die horn schunt seidom Ufstiehn uf die poa Apana.“ Sie ging erst vom Felde, als ihr Korb gefüllt war. Es ist ihr auch nichts passiert.

Die Österreicher zogen sich auf die Festung Königgrätz zurück und die Preußen folgten langsam nach. Davon berichtete mir einmal die Frau des Oberlehrers Zülfel von Salnau. Die ganze Nacht zogen die Österreicher in ihren weißen Waffenröcken mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen durch Salnau in Richtung Königgrätz. Während am anderen Morgen die Nachhut noch den Kohoutov dvůr einem Bauernhof am Stadtrand von Königshof verteidigte, von Rettendorf her die blauen Kolonnen der Preussischen Regimenter anmarschierten und die ersten Kanonenkugeln in Schlotten und in die Stiftskirche von Kukus ohne viel Schaden anzurichten einschlugen, tafelten die österreichischen Generäle bei der Kirche in Salnau. In weißen Waffenröcken mit goldenen Krägen, roten Hosen, grünen Straußfederbüscheln auf den Dreispitzen und die Brust voller Orden saßen sie an Tischen, die man aus dem ganzen Dorfe zusammengetragen hatte und leerten ihre Gläser auf kommende Siege. Eine Militärkapelle spielte dazu als Tafelmusik alte österreichische Militärmärsche. Es soll ein farbenprächtiges, fröhliches und gar nicht kriegerisches Bild gewesen sein, das nur recht wenig die fernen Kanonenschüsse störte. So gemütlich war es damals noch am Rande des Krieges, als es noch keine weittragenden Geschütze, Panzer und Flugzeuge gab.

Im Sprichwort kann man noch heute, in unbewußter Erinnerung an das preussische Zündnadelgewehr den Riesengebirgler bei passender Gelegenheit sagen hören: „A su schnell schissa die Preissa nee!“ Im Tschechischen konnte man noch im zweiten Weltkriege spasseshalber hören: „Utikejte! Prázi jdou!“ = „Reißt aus die Preußen kommen!“ Ausgerissen sind damals vor den Preußen fast alle wehrfähigen Männer, ganz gleich welcher Nation sie angehörten. Hermanitzer und Prodner Bauern sind damals mit ihren Pferdefuhrwerken bis nach Budweis gekommen. Mein Schwiegervater Laurenz Blümel, der damals bereits 36 Jahre zählte, ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen und blieb in Prode. Als man ihn aufforderte mitzufahren sagte er nur: „Wacha menno foat wuhie ihr wullt. Vu mio aus bis noch Kumpostell. Ich blei bei men Leita dohoem.“ Lorenz hatte bald Sehnsucht nach einer Zigarre und vielleicht auch nach einem „Kriedla Biere“. Nun stand aber bei der Elbe ein preussischer Doppelposten, der keinen Zivilisten die Brücke passieren ließ. Am anderen Elbufer hatte nämlich sein Bruder ein Wirtshaus, wo es



Gemeinde Salnai bei Jermer-Josefstadt

immer etwas zum Rauchen und Trinken gab. Da er nun über die Elbebrücke nicht hinüber durfte, schwamm er kurz entschlossen durch den vom Regen angeschwollenen Fluß, der hier ja gar nicht sehr breit ist. Drüben angekommen wurde er vor dem Wirtshaus von dem Posten als Spion verhaftet, und so naß wie er war, von einem preußischen Landsturmmann gefesselt nach Rettendorf gebracht. Dort hatte sich im Fischerdorf ein preußisches Kommando einquartiert, dem er übergeben wurde. Man erkannte hier sehr bald seine Unschuld und nach drei Tagen kam Lorenz wieder aus der Kriegsgefangenschaft nach Haus, wo man ihn schon als kriegsrechtlich erschossen beweint hatte. Während seiner Abwesenheit hatten preußische Furagiere für ihre Küche den schwarzen Stier fortgeführt. Der Ärger darüber war aber gar nicht notwendig, denn am nächsten Morgen stand der Schwarze brüllend vor der Stalltüre. Er war ganz einfach vor den Preußen desertiert. Der Stier lebte noch manches Jahr und war bei allen Leuten in der Umgebung als „der Preuße“ bekannt. Noch nach 50 Jahren, im ersten Weltkriege, standen beim Lorenz, der damals noch lebte, Kühe im Stalle, Braunschecken, die schwarze Flecken im Fell trugen, als Erinnerung an den Stier und an die Preußen.

J. B. Obnedorfer

Probst Grüber:

Am 7. August 1945 schrieb der Berliner Probst Grüber an den Lordbischof von Chichester:

„Gott schenke den Christen in aller Welt offene Ohren, die Notschreie der deutschen Menschen zu hören, die auf den Landstraßen sterben und verkommen. Tausende von Leichen hängen in den Wäldern um Berlin... Tausende und Zehntausende sterben auf den Landstraßen vor Hunger und Entkräftung... Kinder irren umher, die Eltern erschossen, gestorben, abhanden gekommen.“

Von den Glocken unserer alten Heimat

Der erste Weltkrieg 1914—1918 mit seinen großen Material- und Abnützungsschlachten hatte die oberste Heeresleitung zur Auffüllung ihrer Metallbestände bewogen, die nicht historischen Glocken von den Kirchtürmen zu beschlagnahmen und einzuziehen! So wurden auch im Herbst 1916 in meiner Heimatgemeinde Niederöls die große Glocke, welche 1865 infolge eines Sprunges umgegossen worden war, und die Marienglocke, sowie die Zimbel von der Uhr vom großen Turm und das Sanktus- sowie das Sterbeglücklein vom kleinen Turm der Pfarrkirche abgeholt. Nur die Mittelglocke aus dem Jahre 1612, gegossen zu Arnau von Martin Schrötter, als historische Glocke erklärt, wurde gelassen. Auch die Glocke vom Schloßturm zu Neuschloß, sowie die den eingepfarrten Gemeinden Oberöls und Ols-Döberney gehörigen Glocken wurden damals mit eingezogen. Die Ortsbewohner rästelten damals herum und sagten: „Werden wir es noch einmal erleben, daß wieder Glocken auf die Türme und Glockenständer kommen?“

Nach dem traurigen Kriegsende und der Zerstückelung der alten Österreichisch-Ungarischen Monarchie waren wir der Cechoslowakischen Republik einverleibt worden und die Geistlichkeit trachtete damals bald wieder ein Geläute, also Glocken auf ihre Kirchtürme, zu bekommen! Unsere Nachbargemeinde Oberprausnitz hatte 1920 schon wieder Glocken angeschafft, bei deren Weihe-Festansprache der dortige Ortspfarrer und Bischöfliche Vikar, Monsignore Albin Seidel, auf der Kanzel einem Herzinfarkt erlegen ist! Auch unser damaliger greiser Ortspfarrer, Personaldechant Ladislav Klouček, bemühte sich wieder um ein neues Geläute und auf seine Fürbitten hin haben ihm die Bauers-Eheleute Franz und Johanna Fischer aus Niederöls Nr. 29 zu seinem 50jährigen Priesterjubiläum im Jahre 1922 auf den kleinen Turm ein Sanktus- und ein Sterbeglücklein, geziert mit den Bildnissen der heiligen Johanna und des heiligen Franziskus und der auf das Jubiläum bezughabenden Inschrift gespendet.

Auch auf den Schloßturm war damals von der Gräfin Maria Deym eine Glocke mitangeschafft worden. Diese drei Glocken wurden von der Firma Oktav Winter gegossen! Im Jänner 1923 ging Hw. Herr Dechant Klouček — der zu seinem Sekundiz noch vom Hw. Bischof den Titel: „Ehren-Konsistorialrat“ erhalten hatte — in Pension. Er übersiedelte in seinen Geburtsort Jičín und die Anschaffung der zwei noch fehlenden Glocken auf den großen Turm war seinem Nachfolger, dem Hw. Herrn Johann Waclawec vorbehalten.

Jung, optimistisch und daraufgängerisch wie er war, bestellte er aus den Ortsbewohnern des Kirchsprengels ein Glockenkomitee und bei der Aussprache wurde beschlossen, die zwei noch fehlenden Glocken anzuschaffen und bei der Firma Richard Herold in Komotau zu bestellen, die Geldmittel dazu durch Ortssammlung aufzubringen, welche der Herr Pfarrer selbst durchführen soll. Nach der Bestellung kam ein Ingenieur von der Firma Herold, der den Klang „h“ (Ton) von der vorhandenen Glocke und die Maße der vorhandenen Glockenstühle aufnahm. Und der Herr Pfarrer begann mit dem Sammeln der Geldmittel. Durch wiederholtes Sammeln und durch die Spenden der Glockenpatinnen wurde der Kostenpunkt von 31 758 Kč aufgebracht. Im Mai 1925 kamen die neuen Glocken an.



Diese beiden Glocken für die Pfarrkirche in Niederöls wurden von der Fa. Richard Herald, Komotau, gegossen. Die Glocken erhielten ihre Weihe durch Pfarrer Johann Waclawec am 7. Juni 1925

Die große Glocke wog 921 kg und war auf „g“ gestimmt. Auf den Wandseiten waren die Bildnisse mit dem hl. Jakobus und der Muttergottes mit der Inschrift: „Gewidmet den Gefallenen im Weltkrieg 1914—1918.“ Die kleine Glocke war 267 kg schwer, auf „d“ gestimmt und hatte das Bildnis des hl. Florian. Die Glockenweihe war am 7. Juni 1925, vorgenommen vom Ortspfarrer Johann Waclawec. Nach der Weihe wurden die Glocken gleich aufgezogen und während des Dankgottesdienstes in der Kirche aufmontiert und beim ersten Läuten als Dank „Großer Gott wir loben Dich“ gesungen. Es war nun geschafft! Die Stimmen der Glocken verkündeten nun über das heimatliche Tal wieder Freud und Leid der Ortsbewohner — ja — bis wieder die Bestie Krieg kam und alles verschlang, die Männer, die Söhne, die Glocken im August 1941 — und die angestammte Heimat 1945!

F. B. Vöhringen

Der Baden-Württembergische Ministerpräsident hat sich oftmals zu den Problemen der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge geäußert.

Schöpferische Unruhe

„Lassen Sie sich nicht irremachen durch die Satten und Trägen, die Gestrigen und Vorgestrigen, die immer noch nicht begriffen haben, um was es geht. Bleiben Sie die Unruhe, die schöpferische Unruhe in unserem Volk, zeigen Sie diesem Volk, daß wir noch große, daß wir noch die größten Aufgaben vor uns haben; daß Sie begriffen haben, daß Ihr Recht nur verwirklicht werden kann, wenn wirklich der Neubau unserer Welt gelingt.“

Christoph von Gendorf, der Gründer von Hoheneibe

Von Johann Posner

Die Stadt Hoheneibe wurde im Jahre 1533 gegründet. Entstanden ist der Ort jedoch bereits um das Jahr 1300 und hieß ursprünglich Gießdorf, wahrscheinlich eine von Trautenau aus vorgetriebene Siedlung von Holzarbeitern, Waldbauern, Köhlern und Jägern. Schon im 14. Jahrhundert besaß es eine eigene Kirche. Südlich angrenzend an das deutsche Gießdorf entstand das tschechische Wrchlab. Beide Orte werden 1359 erstmals urkundlich erwähnt. Mit Wrchlab (Vrchl = Höhe, Labe = Elbe) bezeichnete man damals jedoch auch die ganze Gegend an der oberen Elbe; denn auch das Filialkloster, das die Opatowitzter Benediktiner um 1290 im nachmaligen Mönchsorf errichteten, trug den Namen Wrchlab. Um die Fastnacht des Jahres 1424 belagerten die Hussiten unter Žižka vergeblich das befestigte Arnau. Aus Rache zerstörten sie hierauf die Benediktinerpropstei und legten auch Gießdorf in Schutt und Asche.

Zu Anfang des 15. Jahrhunderts nahm der Bergbau im Riesengebirge einen großen Aufschwung. Im Jahre 1520 erwarb Christoph von Gendorf hier Berggerechtsame. Er entstammte einer altadeligen deutschen Familie Kärntens, dem mit Bergschätzen reich gesegneten Alpenlande. Dort im Jahre 1497 geboren, muß er frühzeitig nach Böhmen gekommen sein. Kaum volljährig geworden, erlangte er von König Ludwig II. das erste Bergwerksprivilegium auf den Gruben von Gießdorf. Am 24. April 1530 wurde Gendorf Oberster Berghauptmann im königreiche Böhmen. Im gleichen Jahre erhielt der „königliche Rat“ das Heimatrecht und den böhmischen Adel als Ritter des Goldenen Sporns.

In Gießdorf begann damals ein neues bewegtes Leben. Da es aber zwischen Gendorf, dem Bergholden, und Johann Tetauer von Tetau, dem Grundherrn, zu Streitigkeiten gekommen war, kaufte ersterer nach langwierigen Verhandlungen am Mittwoch nach Reminiscere (12. März) 1533 den gesamten Grundbesitz. Laut Kaufvertrag erwarb Christoph von Gendorf an diesem Tage das Gut „Wrchlab“ samt allen „Zugehörungen, Gerechtsamen, Nutzungen und Oberherrlichkeiten, dem Patronatsrechte usw. um den Preis von 3750 Schock böhmischen Groschen. Damals wurden in Böhmen alle Urkunden in tschechischer Sprache abgefaßt. Daher ist in dem Kaufvertrag der Name „Gießdorf“ nicht zu finden.

Aus einem dem genannten Vertrage beigezeichneten Schriftstück geht hervor, daß zu dieser Zeit, mehr als hundert Jahre nach Žižkas Tode, die Verheerungen in unserer Heimat durch die Hussiten noch nicht überwunden waren. Darüber lesen wir in der Hoheneiber Heimatkunde: „Notdürftig sind die alte ‚Veste‘ und der Meierhof zu Wrchlab wieder aufgebaut; das Dorf selbst mit seinen Bauernhöfen liegt zum Teil noch in Trümmern. Die wenigen Hütten in Lhota (Hustendorf), neun an der Zahl, haben wiederum Bewohner gefunden; so auch, doch nur teilweise, die zu Schreienhof (Knieschitz), Langenau (Lanow) und Zdiar. Die Dörfer Holenitz und Neudorf werden noch als völlig ‚üde‘ und ‚wüst‘ bezeichnet, wie das Schloß Burghübel, das nun, gleich Holenitz, gänzlich verschollen ist. Der früheren Wrchlaber Propstei wird gar nicht mehr gedacht.“

Im Mai 1533 zog Christoph von Gendorf in die alte Feste des Dorfes Wrchlab als Herr ein. Diese Feste lag wahrscheinlich auf der Insel des jetzigen Schloßteiches und hatte einst nebst Eisenhämmern den Benediktinern gebüet. Nun entstand hier in wenigen Monaten ein neues Städtlein, wohl ausgestattet mit besonderen Privilegien. Das Diplom ist von König Ferdinand I. zu Wien, Montags nach St. Franziskus (6. Oktober) 1533, unterzeichnet. Die Originalurkunde auf Pergament mit Siegel befindet sich im Hobenelber Staddardiv und besagt in deutscher Übersetzung folgendes: „Demnach Uns der gestrenge Christoph von Gendorf, Rat und Oberstberghauptmann im Königreiche Böhmen, Unser lieber Getreuer, zu verstehn gegeben, daß er das Gut Wrchlab erblich gekauft habe und Willens sei, das Dorf Wrchlab zu einem Städtlein zu erheben; nachdem Wir nun in solche seine Bitte wegen der Uns von erwähntem Christoph von Gendorf in viel Weise geleisteten treuen und nützlichen Dienste, darin er annoch kontinuiert, zu willigen geneigt sind: so haben Wir mit Unserem guten Bedacht und Wissen aus königlicher Macht in Böhmen obbenanntes Dorf Wrchlab zu einem Städtlein ausgesetzt und erhoben und wollen endlich, daß dessen jetzige und künftige Inwohner aller der Gnaden und Freiheiten, welche andere Herren und Ritterstandspersonen im Königreich Böhmen Städtlein genießen — vorausgesetzt, daß ihnen solches von mehrgedachtem Christoph von Gendorf vergönnt, angewiesen und ausgemessen wird; auch daß sich daselbst allerhand Handwerker, wie Fleischhauer, Bierbrauer, Tuchmacher, Tuschneider, Schmiede, Schlosser, Schuhmacher und sonst andere Handwerksleute niederlassen, setzen und ihr Handwerk treiben, arbeiten und genießen mögen und sollen, ohne irgend eines Menschen Verhinderung.“

Mit dieser Urkunde wurde Hobenelbe auch ein Stadtwappen verliehen sowie „das Recht, ein Siegel in grünem Wachs zu führen, zwei Jahrmärkte und allsonntäglich einen Wochenmarkt abzuhalten. Dieses Wappen, inmitten des Diploms in bunten Farben veranschaulicht, zeigt ein quergeteiltes Schild, dessen oberes weißes Feld auf den Zinnen einer Mauer zwei grüne Tannen und dessen unteres rotes Feld in einem kleineren gelben Schilde Schlegel und Eisen zierten. Die Ausfolgung des Diploms an die Gemeinde durch die Hand Gendorfs bewies zugleich die Erfüllung der einzigen Bedingung, die gestellt wurde: die ausdrückliche Zustimmung des unmittelbaren Grundherrn zu dem königlichen Gnadenakte, der hiermit vollzogen war. Die Stadt aber taufte ihr Gründer selbst für alle Zukunft: ‚Hobenelbe‘, indem er feierlich und urkundlich erklärte, daß er, zu Wrchlab von neuem eine Bergstadt zu bauen angefangen und derselbigen in deutscher Sprache Hobenelbe den Namen gegeben habe.“ Allerdings findet sich der Name Hobenelbe bereits in Gemeinderrechnungen des Jahres 1518. Durch Christoph von Gendorf ist er aber amtlich geworden, und dieser Mann ist in der Tat der eigentliche Gründer von Hobenelbe; denn nun regte sich's immer gewaltiger, nicht nur in dem neuen Bergstädtlein, sondern auch in Langenau und Neudorf.

„Bei der papierenen Freiheit ließ es Gendorf nicht bewenden. Das Hauptaugenmerk blieb selbstverständlich nach wie vor dem Bergwesen zugewendet. Am 5. Februar 1534 erwirkte er von Seite des Königs Ferdinand die Bestätigung und ansehnliche Erweiterung der ihm von König Ludwig II. erteilten ‚Berggerechtigkeiten‘; schon am 26. Februar desselben Jahres aber ebenso eine ‚allgemeine Bergfreiheit‘ auf alle seine damaligen und künftigen Besitzungen usw. — Wie andere Bergherren

behiehl sich Gendorf in seinen Bergstädten und -flecken vor, „Bürgermeister, Richter und Räte oder Schöffen zu setzen und zu entsetzen“, und sollte er überhaupt „in allen bürgerlichen und peinlichen Sachen und allem andern, so einem Grundherrn gebührt und zusteht, zu handeln Macht, Fug und Redt haben“. Eine natürliche Folge war dagegen nach dem Geiste aller Berggesetzgebung jener Zeit die Bestimmung des königlichen Vorrechtes: „Es sollen auch die Inwohner solcher Städte von Uns (dem Könige) und Unseren nachkommenden Königen zu Böhmen aller Steuer, Aufsetzung, Zölle, Ungelds und Heerzuges frei sein“.

Am 3. März 1534 unterzeichnete Ferdinand I. noch ein drittes, die Bergflecken Langenau und Neudorf betreffendes Schriftstück, in dem Gendorf das Recht erteilt wird, diesen Orten gewisse Freiheiten zu verleihen. Es lautet: Wir Ferdinand von Gottes Gnaden Römischer König, zu Allenzeiten Mehrer des Reichs, in Germanien, zu Hungarn, Böhaimb, Dalmatien, Croatien, Sclawonien König, Infandt in Hispanien, Ertzherzog zu Burgundt, zu Lützenbourgk, in Schlessien, Marggraf zu Mähren vnd Lausitz ec., Graff zu Tirol, Bekhennen, nach dem vnß der Ehrenfest vnser Rath, obrintzer Perckhauptmann in Böhaimb, vnser getrewer Lieber Christoph von Gendorf zuerkennen geben, wie sich auff seinen Gründen zu Newdorff vnd Langenaw, zu der Herrschaft Hohenelb gebürig, schöne Perckwerch erzaigen, der er auch jetzo in gebew vnd Arbeit seye; damit er nun dieselben desto statlicher erheben vnd aufbringen möge, hat er vnß vnterthänigst gebethen, dieselben obbemelten Perckflecken mit etlichen Gnaden und Freyheiten zubegaben, daß wir demnach in ansehung, daß sich der gemelt von Gendorff nicht mit kleinen vnkosten auf derselben seinen Gründen in sonderliche Perckwerchs gebew eingelassen, noch Teglich einlasset, auch darzu ander gewerckchen vermügt und eingebracht vnd solch Perckwerch, vnß vnd Ihn zu guetten, in Tapffer Weesen vnd Nutzung zubringen, sich bearbeitet, Auch damit diesselben gründ mit Leuthen besetzt, vnser Mannschafft gemehrt, vnd sich mehr Perckleuth vnd Gewerckchen daselbst niederzulassen destomehr geneigt werden, sich auch desto statlicher vnderhalten, Ihr Nahrung erobern, dem Perckwerch anhabig außwarten vnd dasselb desto eher erheben mügen, vnd auß Sondern gnaden, mit guetem bedacht, Redter gewissen und vorgehabtem Rath die obbemelten Zween Fleckchen mit nachfolgenden Gnaden vnd Freyheiten begabt vnd führsehen haben, Thuen daselbst auch hiemit wissentlich in Kraft dis vnßers Königlichen Briefs, aus Böhaimischer Königlicher macht und willen daß yeczig oder Künftige Inwohner der bestimmten Zweyer Fleckchen Newdorff vnd Langenaw einem freyen ab- vnd Zuezug mit Speis, Tränckh, auch aller anderer Nothdurft haben, auch Pier brewen vnd schencken sollen vnd mügen. Es sollen sich auch allerley handtwerckh vnd Handtütrenden Persohnen in gemelten Fleckchen Niederthuen, Ihr handtwerch, wie sich gebührt, Arbeitzen vnd sich desselben gebrauchen vnd geniessen. — Wir verleihen vnd setzen Ihnen auch alle Wochen einen freyen Wochen Markt, vnd bey diesen allen vnseren obbemelten gnaden vnd Freyheiten sollen sich allermassen, wie andere Markt in vnserm Königreich böhaimb, deren vom Herrn oder Ritterstand, bleiben, derselben allenthalben Geruehlich geniessen vnd gebrauchen mügen, doch nicht merer, als so wit Ihnen dasselb von beruertem von Gendorff, als grundherrn, nach gelegenheit vnd Notthurfft deß Perck Werchs vergönt, zuegelasse vnd aufgemessen wirdt, Ohngefährde. Vnd gebieten darauff allen vnd jeden vnseren

Ambtleuthen vnd vnterthanen auß allen Ständen vnseres Königreiches Böhmeim, jetzigen vnd künftigen, daß sie die oft gedachten Inwohner der Fleckhen zu Newdorf und Langenaw bei dießer vnßer stroff vnuud vognad, alles getrewlich vnd vngefehrlich, mit Vhrkundt diß Briefs, verfertigt mit vnserm Königlichen anhangenden Insigl, Geben auff vnserm Königlichen Schloß zu Prag, am andern Tag des Monaths Marcz, nach Christi vnser Lieben Herrn gebuhrt im fünffzehn hundert, vier vnd dreysigsten, vnßer Reiche deß Römischen im vierdten vnd der Andern im Achten Jahr.

Ferdinandt.

Vilrich Groff zu Hardeckh zu Glatz.

Henricus Gorsch.

Ad mandatum Dni. Regis Proprium: Joh. Pflug de Robenstein. Sae: Regni Bohemiae Concellarius.

Im Jahre 1534 ward als wohlverdientes Ehrenzeichen Gendorfs eine mit dessen Bild geschmückte Denkmünze in Silber geprägt. Das Brustbild zeigt kräftige, markante, von einem mächtigen Vollbart umrahmte Züge mit der charakteristischen Bergkappe. — Da sich in Langenau mehr als in Neudorf die alte Bauernschaft erhalten hatte, fanden die oben erwähnten Vorrechte im erstgenannten Orte zunächst praktische Anwendung. Diese schon damals sehr ausgedehnte Ortschaft gehörte aber nicht gänzlich nach Hohenelbe. Auf dem königlichen Anteil von Langenau wurden neue Eisenwerke, Hämmer und Schmelzhütten vorzüglicher (welscher) Bauart angelegt. So entstand ein großer Wettreifer zwischen beiden Betrieben unserer Heimat.

Am 2. Mai 1534 brachte Gendorf die Herrschaft Trautenau mit allen seinen Herrlichkeiten an sich. Seine nächste Sorge war und blieb jedoch das ‚Erbgut‘ Hohenelbe. Eine ganze, lange Reihe wöhnlicher Bürgerhäuser entstand im Laufe weniger Jahre, besonders dicht am nördlichen Ende, in der ‚Schmelzgrube‘, dem Hauptsitz des Hüttenbetriebes. Die alte Feste ward niedergedrückt und einem vollständigen Neubau unterworfen; Kirche und Kirchturm wurden verschönert und eine Schule eingerichtet, zu deren Leitung Johannes Faber aus Neurode, Schulmeister zu Trautenau, berufen wurde. Während das entlegene Schloß Burghübel bei Neudorf dem Verfall überlassen blieb, wurde südlich von Hohenelbe, am rechten Elbeufer, nebst einem Meierhofe ein neuer Herrnsitz, ‚Fuchsberg‘ errichtet. Die Herrschaft möglichst abzurunden, kaufte Gendorf Freitag vor Mariä Verkündigung (24. März) 1536 von Ernst von Aujezdetz, dem Herrn von Starkenbach, um 1075 Schock Pr. Groschen das Dorf Pelsdorf (tschedisch Kunětz). Hier sei sogleich beigefügt, daß endlich 1543, am 27. August, durch Kaufvertrag auch der königliche Teil von Langenau zu Hohenelbe kam, mitsamt dem ‚neuen Eisenbergwerk‘ dasselbst, den Schmelzhütten ‚und allen welschen und anderen Hämmeren‘. Eine Wiederveräußerung dieses Besitzes an Wolf Bock von Hermsdorf und Hans Zetritz von Kareis wurde bald rückgängig gemacht, wogegen letzterer später als Gendorfs Eidam mit dessen ältester Tochter Paula Sitz und Meierhof Fuchsberg heiratete.

Mit Majestätsbrief vom 18. Juni 1541 erteilte Ferdinand I. Gendorf die Belegung auf das gekaufte, zur Trautenauer Mannschaft gehörige Lehensgut Schatzlar und die Dörfer Altstadt, Trübenwasser, Lampersdorf, Jungbuch, Trautenbach, Glasendorf, Albendorf, Ols (Goldenöls), Potschendorf, Marschendorf mit zwei öden

Hammer'n' usw. Von nun an führte Gendorf den Titel ‚auf Hohenelbe, Schatzlar und Trautenau‘.

In dem für Gendorf stürmischen Jahre 1546 ward der Bau des in seiner Anlage noch gegenwärtig bestehenden stattlichen Schlosses in Hohenelbe mit seinen vier Ecktürmen und einer schönen Kapelle vollendet. Eine Inschrift über der westlichen Eingangstür gemahnt die ‚dankbaren Erben‘ an den Erbauer. Wohl mit großer Befriedigung bezog dieser gegen Ende des Jahres die hohen, geräumigen Säle seiner nunmehrigen Heimstätte. Nun war auch, gegen Süden und Norden, die neue Bergstadt Hohenelbe zum Hauptteile als fertiges Ganzes vollendet. Außer Kirche und Schule wohl nicht mehr als vierzig, dafür aber durchwegs nette, freundliche Häuser standen in der Zeile; Bräuhaus, Badestube und ‚Siedenhäusl‘ fehlten nicht: alle Eigentum der Stadt.

Nachdem schon vordem der Bau der Schlösser zu Trautenau und Schatzlar in Angriff genommen worden war, ging Gendorf noch im Jahre 1552 an die Wiederbelebung des Ortes Neudorf, der ‚seit lange öde und unbebaut gewesen‘. Es wurde ein Richter eingesetzt und alle Anstalt getroffen, das kaiserliche Privilegium vom 2. März 1534 auch dort zur Durchführung zu bringen. Doch erst Christophs zweigeborener Tochter Eustachia war es beschieden, nach des Vaters Tode dessen wohlgemeinten Pläne zur Errichtung des ‚Bergstädtls‘ Schwarzental im Jahre 1564 zu verwirklichen. Außerordentlich ließ es sich Gendorf angelegen sein, allerlei Handwerke nach Hohenelbe zu ziehen und dem Brauche der Zeit nach zunftgerecht zu organisieren, so zum Beispiel die Tuchmacherzunft. Er machte ferner der Hohenelber Bürgerschaft den nachmals widerrechtlich vielbestrittenen ‚Bürgerwald‘ zum Geschenke und erwirkte in demselben Jahre, u. zw. am 24. Jänner 1558, bei seinem Könige auch die Verleihung einer ‚Bergfreiheit‘ für eine Anzahl fremder Gewerke der neben seinen Unternehmungen entstandenen Grube ‚Hilf Gottes‘.

Die letzten Lebensjahre wurden Gendorf durch heftige, höchst bedauerliche Zwistigkeiten mit der Bürgerschaft der königlichen Leibgedingstadt Trautenau sehr verbittert. Sein aus strenger Gerechtigkeitsliebe entsprungener unbeugsamer Stolz sah wohl in der schönsten Bürgertugend nur Bürgerstolz, fand jedoch an den Trautenauern ebenbürtige Gegner. Am Tage St. Lucia (13. Dezember) 1561 brachte Christoph von Gendorf, schwer erkrankt, in dem ihm gehörigen Prager Hause am Aujezd seinen letzten Willen zu Papier. Er setzte — männliche Nachkommenschaft war ihm versagt — seine Tochter Eustachia (Witwe nach Dr. Siegmund Bock von Hermsdorf, gewesenem Kanzler des Fürstentums Liegnitz) zur Erbin von Hohenelbe samt den Zugehörungen von Langenau und Pelsdorf ein. Krank kehrte er heim. Nach langem Siechtum starb er am Freitag vor Laurentius (6. August) 1563, im 66. Lebensjahre, auf seinem Schlosse zu Hohenelbe, das er so sehr geliebt und in dessen neuer Kapelle er auch am folgenden Tage zur Ruhe bestattet wurde.

Bei der Hohenelber Knaben-Volks- und Bürgerschule bestand eine Münzensammlung, welche auch eine Kupfermünze von Gendorf enthielt. Sie wurde 1877 vom Ökonomen Rudolf Tauchmann auf einem Felde gefunden und war sehr gut erhalten. Auf der Reverso zeigt sie ein in vier Felder geteiltes Wappen, diagonal gleich, im oberen Felde links und im unteren Felde rechts ein springendes Roß, und im unteren Felde links und oberen Felde rechts zwei sich den Rücken kehrende

Adlerköpfe mit Hälsen und offenen Schnäbeln, aus denen lange Zungen hervorragen. Die Aversseite trägt die Inschrift:

VI.
CHRISTO
PHORO. AB
GENDORF
1541

Nach dem Tode des Besitzers von Fuchsberg, Hans Czetriz von Karisch (Gemahl der ältesten Tochter Gendorfs namens Paula), im Jahre 1564 wurde Fuchsberg mit Hohenelbe vereinigt. Die Inschrift seines noch vorhandenen, im Turme der neuen Kirche eingemauerten Grabsteins lautet: „Im Jahre 1564 den November 15 in Got verschieden der Edle Ehrenfeste Herr Hans Czetriz von Karisch auf Fuchsberg, seines Alters 67 Jar, dem Got eine fröhliche Auferstehung verlei, und uns allen.“

Als Eustachia von Gendorf 1568 starb, ging der Besitz an deren Tochter Rosina Mirschkovsky von Stropschitz und deren Gemahl Wilhelm Mirschkovsky von Stropschitz (Tropčic) über. Letzterer ging als Protestant 1622 noch glimpflich aus der Konfiskationsaffäre hervor, doch verkaufte er 1624 (wahrscheinlich gezwungen) die Herrschaft Hohenelbe an Albrecht Eusebius von Waldstein, welcher sie dem Herzogtum Friedland einverleibte.“ (Dr. Hermann Hallwich, Gründung der Bergstadt Hohenelbe, 1882. Wiedergegeben im Auszug in: Volks- und Heimatkunde des politischen Bezirkes Hohenelbe, bearbeitet von Franz Josef Jirasek und Josef Patzak. III. Band, Hohenelbe 1915, Seite 1172 bis 1177.)



Das alte Rathaus
in Hohenelbe
Klostergasse Nr. 1

Das Trautenauer Malergeschlecht Russ 1680—1922

Aus der Kulturgeschichte wissen wir, daß künstlerische Begabungen sich durch Generationen hindurch weitervererben, immer wieder neue Blüten treibend, um dann plötzlich zu versiegen, rätselhaft, spurlos, wie ein Bach im Geröll.

Die Musik und die Malerei sind es vor allem, die uns im Reich der schönen Künste immer wieder mit neuen Merkwürdigkeiten von „Künstlerfamilien“ in Erstaunen versetzen. Das bekannteste Beispiel ist wohl die weitverzweigte Musikerfamilie aus Thüringen, der Joh. Seb. Bach entstammte. Wer denkt nicht auch an Mozart, Wagner, Strauß, an die malenden Brüder Limberg, an die Bellini, Cranach, Holbein, Bruegel, um nur einige zu erwähnen.

Die wenigsten Trautenauer werden Kenntnis davon haben, daß auch unserer Heimatstadt eine Familie entstammt, deren Söhne im Verlaufe von sechs Generationen sich den Ruf des anerkannten Künstlers zu bewahren vermochten: Die Malerfamilie Russ, deren Stammvater um 1680 in Trautenau geboren wurde, deren letzter uns bekannter Sproß 1922 in Wien verstarb.

Vor 10 Jahren — am 12. Januar 1956 — kehrte das ehrwürdige Familienbild, das die Familie des Urgroßvaters meiner Frau, des Dorfschulzen von Unter-Wernersdorf, Franz Anton Spitzer darstellt, wieder in unseren Besitz zurück, nachdem es 10 Jahre in der Wohnung einer tschechischen Familie in Parschnitz zugebracht hatte.

Damals begann ich die bewegte Geschichte dieses Bildes niederzuschreiben und auch nach den Malern zu forschen, die es geschaffen hatten: „Peter und Ignaz Russ aus Trautenau Anno 1834“.

Um 1680 wurde in Trautenau *Hans Russ* geboren, der als Kunstmaler auf sich aufmerksam machte und der Stammvater eines Geschlechtes werden sollte, das durch sechs Generationen hindurch nicht nur in der Vaterstadt des Riesengebirges, sondern auch in Böhmen, Schlesien und Österreich Bedeutung und Anerkennung fand.

Johann Franz Russ, der Sohn des Vaters Hans, 1707 in Littitsch bei Jermer geboren, malte um 1730 die Madonna in der Trautenauer Stadtkirche. Er starb schon mit 42 Jahren, am 16. Mai 1749 in Prag. Seine beiden Söhne *Ignaz* und *Franz-Johann* wurden wieder Maler. Ignaz — wir wollen ihm eine I zugesellen, weil Sohn und Enkel gleichen Namens wieder Maler waren — wurde 1731 in Trautenau geboren, wo er als Kunstmaler und Bürger der Stadt bis zum 3. August 1780 lebte. Er malte Porträts, Tiere und Altarbilder und machte sich als Miniaturmaler einen Namen. Seinen Bruder Franz-Johann, der am 4. März 1747 in Trautenau geboren wurde, zog es in die Kaiserstadt Wien, wo er mit knapp 40 Jahren verstarb. Er wurde der Ahnherr der Wiener Linie. Sein Sohn *Karl Russ* (11. 8. 1779 — 19. 9. 1843), wurde in Wien geboren, besuchte die Wiener Kunstakademie und verstarb dasselbst. Er war Graphiker und Porträtist. Seine Trautenauer Vetter *Ignaz II* und *Johann Anton*, die Söhne des Onkels *Ignaz I*, waren bereits angesehene Meister ihres Faches.

Ignaz-Anton II, dessen Vater Ignaz I mit 49 Jahren zu Trautenau verstorben war, hatte am 30. Oktober 1766 in Trautenau das Licht der Welt erblickt und

erreichte das gesegnete Alter von 83 Jahren. Er erwarb als Gerichtsbeamter die Bürgerrechte seiner Vaterstadt und folgte dem Gesetz seiner Sippe: Er malte und zeichnete. Von ihm stammt das Gemälde der heiligen Anna aus dem Jahre 1825 in der Kirche zu Trautenau, Zeichnungen aus Ostböhmen und der Umgebung von Trautenau. Einige von ihnen befinden sich im Stadtmuseum von Trautenau. *Ignaz II* war ein fruchtbarer Künstler und wie sein Vater Porträtist, der mit fleißigem Pinsel die vornehmen Bürger von Trautenau und Persönlichkeiten seiner österreichischen Heimat verewigte. Selbst aus Schlesien erreichten ihn die Aufträge. Noch in manchen Familien sind Bilder von ihm vorhanden.

Von *Ignaz II* stammt auch das Altarbild des heiligen Antonius von Padua in der Trautenauer Erzdekanalkirche. Im Trautenauer Museum befindet sich das Bild der Besitzerin der ehemaligen Trautenauer Obermühle. Als *Ignaz II* am 23. Dezember 1849 in Trautenau mit 83 Jahren verstarb, hinterließ er 12 Kinder, von denen sich einige — die wir gleich kennenlernen werden — wieder als Maler hervortraten.

Aus der ersten Ehe mit Anna Grosser, der Tochter eines Trautenauer Leinwebers, entsprossen acht Kinder, von denen das älteste den Namen des Vaters *Ignaz* trug. Dieser *Ignaz III*, am Neujahrstag des Jahres 1795 zu Trautenau geboren, wurde akademischer Maler und verstarb schon mit 31 Jahren im Jahre 1826 zu Arnau im Riesengebirge. Von seinem Malerbruder Franz Josef Anton ist uns nichts Näheres bekannt.

Der zweiten Ehe des *Ignaz II* Anton mit Katharina Braut, einer Tochter des Besitzers vom Katzauerhof in Kriebitz entstammten vier Knaben: Johann Joseph, Peter, Adolf und Franz. Alle vier wurden sie bekannte Kunstmaler.

Johann Joseph, der älteste, geboren am 19. April 1809 zu Trautenau, setzte als Porträtist die Tradition seiner Familie fort. Außerdem schuf er Kirchengemälde und Miniaturen. Seine Miniatur in Öl auf Leinwand: das Bildnis des Herrn aus dem Jahre 1832 erschien als farbige Reproduktion in dem Buch „Miniaturen und Kleinbildnisse aus der Zeit des Empire in Böhmen“ von F. X. Jiřko. Johann Joseph Russ starb am 29. 2. 1896 in Kuttenberg.

Peter, sein um sechs Jahre jüngerer Bruder, geboren 14. Oktober 1815 zu Trautenau, war ebenfalls ein tüchtiger Meister. Er porträtierte wohlhabende Bürger des Riesengebirges und viele dieser Gemälde haben sich im Familienbesitz erhalten. Auch das in meinem Besitz befindliche „Familienbild“ das den Dorfrichter Franz Anton Spitzer aus Unterwersersdorf im Braunauer Ländchen mit seiner Familie bei einer Feier darstellt, ist 1834 von Peter und *Ignaz Russ* signiert. Das Trautenauer Museum weist von ihm unter anderem die „orientalische Wasserträgerin“, die „Frau in Tracht“ und etliche Zeichnungen auf. Ebenso das lebensgroße Bild des Trautenauer Bürgers Anton Schreiber, der sein ganzes Vermögen der Erbauung der Kirchenschule zuwendete. *Peter Russ* hat auch die Bilder des Trautenauer Stadtbrandes im Jahre 1861 gemalt. Wie seine Brüder schuf er Miniaturen in Öl.

Der dritte Sohn *Ignaz II*, wurde am 7. Mai 1817 in Běláhrad geboren. Anscheinend war *Ignaz III* dahin verzogen, denn auch der vierte Sohn ist 1820 dort zur Welt gekommen. Leider haben wir jetzt nicht mehr die Möglichkeit, den seltsamen Wegen der alten Familie nachzuspüren. *Franz Russ* hat aber merkwürdiger Weise wieder Trautenauer Bürger porträtiert. Ebenso sein jüngerer Bruder *Adolf Russ*,

der am 14. April 1820 in Bělohrad geboren, als Schüler des Vaters Ignaz II aufwuchs, die Wiener Kunstakademie absolvierte und sehr bekannt als Porträtist und Fotograf wurde. Er starb hochbetagt mit 91 Jahren am 23. Mai 1911 zu Kuttenberg. Oberlehrer Demuth erwähnt in der Trautenaauer Bezirkskunde eine Kopie von Adolf Russ für die Kirche in Markausch, gemalt nach der Kreuzigung von Guido B. (Reni), die in der Wiener Kunstgalerie hängt. Viele der bunten Scheiben der Trautenaauer Schützen stammen von der Hand der begabten Maler der Familie Russ, deren Hand auch etliche Bilder in der Wiener Gemäldegalerie signiert hat. Daß sich im Städtischen Museum Trautenaau ein Großteil der noch vorhandenen Werke befindet, ist verständlich.

Wir wollen unsere Betrachtung nicht schließen, ohne den letzten Träger dieser fleißigen Malerhände und des denkwürdigen Namens, den Professor *Robert Franz Russ* vorzustellen, der der Wiener Linie entstammte, am 8. 6. 1847 in Wien geboren wurde und auch dort am 16. März 1922 verstarb. Vom „Magistrat der Stadt Wien“ erfuhr ich auf Anfrage, daß Robert Russ, „Professor, geb. 8. Juni 1847 in Wien, ledig, r.-kath., von Beruf Maler, zuständig gewesen nach Wien, zuletzt in Wien III, Erdbergerlande 4 wohnhaft gewesen, am 16. März 1922 in Wien IV (r.-kath. Pfarramt St. Elisenberg) verstorben und auf dem Wiener Zentral-Friedhof in einem Ehrengrab der Stadt Wien bestattet worden ist.“ Ein an die „einzige Benützungsberechtigte dieses Grabes, Maria Russ“, — möglicherweise seine Schwester, — „Private in Spitz a. d. Donau“ gerichteter Brief meinerseits ist mit dem Vermerk „verstorben, keine Angehörigen und Verwandten mehr feststellbar“ am 14. 4. 1956 an mich zurückgekommen. Die Geschichte des Malergeschlechtes Russ ist Historie geworden, eine Historie freilich, die man in Ehrfurcht und Achtung nicht vergessen sollte. Ich schätze mich jedenfalls glücklich, ein Gemälde dieser selten begnadeten Hände in Ehren bewahren zu können.

Dipl.-Ing. Walter Kammel

Eine Anerkennung

Dr. Reinhold Maier, Altministerpräsident von Baden-Württ.:

Wie wir selbst, gehören die Heimatvertriebenen zu den siebzig Millionen Deutschen, die miteinander verbunden, durch ihre Gemeinschaft Gewicht bekommen.

Tatsächlich haben die Heimatvertriebenen in unserem Land eine beträchtliche Vorleistung erbracht, welche volle Anerkennung verdient und eine Gegenleistung fordert.

Vor hundert Jahren

Als ich noch zur Schule ging, haben wir regelmäßig die Ferien bei unserem Großvater, der in Trautenau Schuldirektor war, verbracht. Als er schon sein Ende herannahen fühlte, war es sein Wunsch, mir die Gedenkstätten des blutigen Ringens vor jetzt hundert Jahren zu zeigen. Er nahm mich bei der Hand und führte mich zunächst auf den Gablenzberg, von dessen Höhe ein Obelisk über dem Grabmal des österreichischen Generals Gablenz herabgrüßt. Aus der Grabkammer kann man in seinem Inneren emporsteigen. Von hier aus bietet sich ein herrlicher Anblick auf das freundliche Städtchen und das weitere Aupatal, das von den Bergen des Riesengebirges mit der Schneekoppe im Hintergrund abgeschlossen wird. In der Ferne rechts erblickt man den sogenannten Preußenweg, auf dem die Preußen schon im Siebenjährigen Krieg in Böhmen nach der Schlacht bei Soor eingefallen sind. Gegenüber liegt der Kapellenberg. Zwischen diesen beiden Hügeln hat am 27. Juni 1866 der Kampf getobt. Von hier aus sind die österreichischen Soldaten in ihren langen weißen Schoßbrücken und hohen Sakkos gegen ihren Feind, der auf den Höhen stand, vorgestürmt, in das mörderische Feuer der Zündnadelgewehre, einer ihnen noch unbekanntem Waffe, das in ihre Reihen entsetzliche Lücken riß. Ihre Verluste betragen ein Vielfaches der preußischen Armee. Man glaubte in Österreich immer noch an die Unwiderstehlichkeit des Bajonettangriffes, der sich auf den Schlachtfeldern Italiens bewährt hatte. Die Preußen wurden wohl nach dreimaligem Sturm zurückgeschlagen, aber es war auch der einzige Erfolg der österreichischen Waffen in diesem Krieg. Es handelte sich darum, den Einfall des Corps unter General Bonin zurückzuschlagen und die Truppen Moltkes, die an mehreren Stellen in die schlesischen Pässe eingedrungen waren, zurückzuwerfen, ehe sie sich zur tödlichen Umklammerung vereinigen konnten. Schon in den nächsten Tagen kam es zu mehreren Gefechten, welche diese Wende vorbereiteten.

Mein Großvater erzählte: Es war ein heißer Sommertag, als die Preußen von der Aupabrücke kommend mit Trommlern und Pfeifern zum Ringplatz einmarschierten und ihre Gewehre dort in Pyramiden abstellten. Als sie sich schon der Ecke des Ringplatzes näherten, sprengte noch ein Windischgrätzdragoner durch eine Häuserlücke zum Kapellenberg zurück. Dann ging es schon los. Ein heftiges Feuer wurde von den Höhen über den Dächern auf die ahnungslosen Preußen eröffnet, das unter ihnen seine Opfer forderte. Im Nu hieß es, aus den Häusern sei geschossen worden und die Soldaten erhielten den Befehl hier einzudringen. Im Keller eines Hauses befand sich meine Mutter, damals ein dreijähriges Kind in den Armen ihrer Pflegerin. Unvorsichtigerweise löschte jemand das Licht aus, als mit dem Kolben an die Tür gepocht wurde, so daß beinahe geschossen worden wäre. Als aber der Unteroffizier das Weinen des Kindes hörte, ließ er sein Gewehr fallen und nahm die Kleine tröstend in seine Arme. „Ich habe selbst so ein kleines Ding zu Hause“, sagte er. Die Kämpfe verlagerten sich bald um den Besitz des Kapellenbergs. Schon am nächsten Tag ließen sie das Städtchen hinter sich liegen. Mein Großvater, der damals Stadtrat in Trautenau war, wurde gefangengesetzt, mit den anderen Stadträten auf den Ring geführt, um vor ein Kriegsgericht gestellt

zu werden. Erst als sich die Unwahrheit der Beschuldigung, daß aus den Häusern geschossen worden sei, herausstellte, begnügte man sich mit der Einhebung einer Kontribution, zu der vor allem die reichen Fabrikanten herangezogen wurden. Das schönste Haus am Ringplatz diente als Lazarett, wo die Schwerverwundeten die erste Hilfe und Pflege fanden. Meine Großmutter kehrte abends oft mit blutigem Rocksäum heim, da nicht allen Verwundeten gleichzeitig geholfen werden konnte. Einige Wochen nach dem Friedensschluß hat Kaiser Franz Josef im Haasehaus gewohnt, als er die Schlachtfelder besichtigte. Die Kapelle zeigte viele schwarze Einschußlöcher. In dem Wäldchen, das sie umgab, lagen die Gräber der österreichischen und preußischen Soldaten friedlich nebeneinander. Deutsche und böhmische Namen auf der österreichischen Seite, deutsche und polnische auf der anderen. Eine Erinnerung an eine ernste Zeit, heißt es auf einer Gedenktafel.

So kurz der Krieg von 1866 im Vergleich zu den beiden Weltkriegen war, so hat er doch in das Schicksal der Völker tief eingegriffen und im Endergebnis nach der Niederlage im Jahre 1918 das Ende der Donaumonarchie zur Folge gehabt.

F. Werner



Hobornitz war einst eine industriereiche Stadt

Prolog

*Wir hatten einst ein schönes Vaterland,
das wir in Liebe uns're Heimat nannten.
Dort sah der Rübezahl
herab von seinen blauen Bergen
und seine wilden Bäche tosten von den steilen Hängen,
und seine Sonnenwolken zogen sinnend
über uns're grünen Täler.
Und überall dort um die schmucken Dörfer, Städte
still legten dunkle Wälder schützend sich wie treue Mutterarme.
Vom Brunnberg aber her kam uns're Aupa angerauscht
und jädelte des Fleißes Orte
wie eine Perlenkette an des Flusses Faden:
o Petzer du, Großaupa, du Marsibendorf, du Freiheit und Johannisbad,
du Jungbuh — Trübenwasser; und Oberalstadt,
wo Etrich seine erste Taube baute und siegend durch die Lüfte führte.
Und dort, wo der Kapellenberg, die Gablenzbübe,
die heilige Stätte eini'gen Bruderkampfes von 1866
still umschließt:
dort lag es träumend — unser schönes, schönes Trantenau.*

*Mein Trantenau . . . o Perle du des Riesengebirges.
Soweit das Auge reicht: ein Riesenkranz von blauen Höhen.
Wie wüchterstolz die Koppe dort ins Tal doch schaute.
Und grüßte dich, du grüne Stadt am Anpastrand,
dich liebe, alte Heimatstadt in uns'rer „trauten Au“.
Sieh nur, am Marktplatz mitten steht der Rübezahl.
Der alte Brunnen rauscht. Und seine Zwerge schauen in die Runde.
Und seh'n ringum die Laubenhäuser der Jahrhunderte
und seh'n das turmgezierte Rathaus mit
den Schicksalen vergang'ner Tage.
Und seh'n die Riesenkirche, die allbeherrschend, mütterlich wie eine Glucke
in die Lande schaut. —
Still, still . . . hört ihr die Glocken . . . uns're Trautscha Glocka? — Bim — baum! —
Wie klingen sie so feierlich! So voll — so schön!
Sie waren Freunde uns in Freud und Leid
und rufen vielleicht immer noch wie eine Mutter,
die klagend ihre Kinder in der Ferne sucht, wenn still
die Abendsonne über Weigelsdorf, dort über
Altenbuh und Wildschütz, über Pilmikau im Westen sanft versinkt.
Und du, o Park . . . o Gott, das Schatzküstchen, der Stolz und Schmuck
der ganzen Stadt.*

Welch ein Juwel, wohl selten in der weiten Welt.
Und rings umher, wie majestätisch: des Berggeists
stolze Wunderhöhen, als wollten sie mit ihren Felsenarmen
dies Paradies, die schöne, große Gotterwelt umschließen.
Ganz oben aber voller Andacht, im Kiefernwalde dort,
die stumme Zeugin schweren Ringens von 1866.
Kapellenberg . . . ach, nun so still, so friedlich still.
Die Toten schlafen, schlafen . . . Fremd und Feind.
Die Zeit deckt sie bereits mit grauen Sagen.
Und Heckenrosen blühen dort am Waldrand der Erinnerung.

So lebten wir . . . so schufen wir . . . froh, heiter . . . in des Tages Arbeit.
Und überall und überall war Heimat unser liebe Gast.

Da kam der Sturm. Und brauste wie der Steppenwolf
rauh über uns're Heimatfluren.
Des Schicksals schwere Glocken dröhnten, daß das Tal erbebt.
Und wie das Vieh . . . erbarmungslos . . . so trieb man uns
hinaus in dunkle Nacht und grauen Nebel.
Das Elend schrie. Und hungernd, frierend, heimatlos . . . so irrten wir
mit unserm Herzeleid
verzweifelt und wie müde Bettler in den fremden Tälern.
Und Deutschland sah's und hör't's und sperrte alle Tore auf, trotzdem es selbst
aus allen Wunden blutete:
die Enkelkinder waren ja im Lande ihrer Ahnen wieder angekommen,
das sie vor vielen Jahren einst nach dem Osten sandte.
Und waren nun so bettelarm.
Und griffen wieder zu. Und halfen ihrem alten, großen Vaterlande
wieder Fundamente bauen.
Und Gott gab seinen Segen allerwege:

O Würzburg du, noch in den letzten Tagen arg zerschlagen:
du hauntest ja das Elend selbst, und riefst
wie eine Mutter lieb nach all den Heimwehkindern aus des Berggeists
Riesenbergen. Und öffnestest das Tor. Und riefst:
„Kommt, Kinder aus der lieben, alten, trauten Au', daß euch
von neuem eine Heimat werde!“

O Würzburg, Patenstadt . . . sie kamen alle!
Und schau'n dich an!
Und danken dir! Und Treue gegen Treue!
Und wenn's der Himmel will, daß sie dereinst
in ihre alte Heimat wiederkehren: die Enkel werden deiner, deiner nie
vergessen, wenn sie den Kindeskindern stolz
von dir erzählen werden, wenn dann das Leid aus grauen Tagen
wie eine Sage über längst vermooste Gräber raunen wird.
Du Patenstadt . . . o Würzburg: habe Dank, hab' Dank!

Othmar Fiebiger

HUGO SCHOLZ

Wo die Berge raunen

Sagen und Legenden

*Ganzleinenband, 102 Seiten, 16 Bildtafeln,
DM 7,80.*

Aus der romantischen Gegend des östlichen Böhmens sind hier die schönsten Sagen zusammengefaßt und lebendig dargestellt. Reiches Volkstum und alte Geschichte spiegeln sich darin. Besonders in der Legende jenes Michael Tölg, der unter dem Volknamen der „Schönauer Michel“ bekannt ist, versinnbildlicht sich das Schicksal dieses alten Grenz-

landes. Er war ein Scher, dessen Voraussagen sich erfüllten — seine Vision von einer Dornenhecke, darin sich ein Rest von Leben erhalten werde, erweckt im Zeitalter der Atombombe neues Interesse.

Tal der Väter

Vergangenes Leben

*Ganzleinenband, 192 Seiten,
mit Holzschnitten von
Bodo Zimmermann,
DM 9,80.*

In diesem Buch wird Verlorenes und schon fast Vergessenes wieder lebendig. Ein altes liebes Tal im böhmisch-schlesischen Gebirge erstrahlt von neuem. Da sind die hochgiebeligen Häuser mit ihren heimeligen Stuben, auch die gemütlichen Leute und die sonderbaren Käuze. Wir sehen die Väter bei der Arbeit und Feier. In dem wetlabgeschlossenen böhmisch-schlesischen Gebirge haben sich diese alten Lebensformen länger als sonstwo erhalten. Nun ist es damit auch dort vorbei. In diesem Buch wurde etwas bewahrt, das nicht nur Heimat ist für jene, die dort zuhause waren, sondern das alles steht auch für andere im industriellen Zeitalter versunkener Täler.

Zu beziehen vom Riesengebirgsverlag.





**Feldzeugmeister
Ludwig Ritter von Benedek**

(Die Tragik eines Heerführers)

Von Josef Rotter

Auf dem St. Leonhardsfriedhofe, dem traditionellen Prominentengottesacker in Graz, fanden fast alle Adelligen, hohen Offiziere und Beamten „Politiker und Gelehrten der österreichischen Kaiserzeit ihre letzte Ruhestätte. Oft finden ihre Titel und Auszeichnungen auf den Gedenktafeln der Grabsteine kaum Platz.

Auffallend schlicht nimmt sich dagegen das Grabmal des Fzm. Ludwig Ritters von Benedek aus, dem als Heerführer der österreichischen Nordarmee die alleinige Schuld an der Niederlage des kaiserlichen Heeres bei Königgrätz zugeschoben wurde.

Bescheiden kündigt die Grabinschrift:

Ludwig von Benedek
Feldzeugmeister
geboren 12. Juli 1804
gestorben 27. April 1881

Julie von Benedek
geb. Freiin von Krieg-Hochfelden
Geheimraths- u. Feldzeugmeisters
Witwe

gestorben 15. September 1895

Bis zu jenem 3. Juli 1866 hatte Benedek ein sprichwörtliches Soldatenglück, „das aber“, wie schon Prinz Eugen sagte, „durch Leistung im voraus verdient werden muß.“

Am 12. Juli 1804 als Sohn eines evangelischen Arztes in Odenburg geboren, kam er trotz seines protestantischen Glaubens durch Vermittlung des dortigen Divisionärs, des nachmaligen Feldmarschalls Radetzky, an die Theresianische Militärakademie in Wiener-Neustadt, wo er am 19. Oktober 1822 mit Rangnummer 7 als Fähnrich zum 27. steirischen Infanterieregimente ausgemustert wurde.

In den verschiedensten Verwendungen hervorragend bewährt, begann sein einmalig-steiler militärischer Aufstieg. Als Sieger oder mitentscheidender Kampfgenosse von Gdów, St. Lucia, Curtatone, Mortara, Novara u. a. Kampfhandlungen zeichnete er sich durch ungewöhnliche Tapferkeit, Initiative und geschickte Truppenführung aus, daß er bald neben Radetzky der volkstümlichste General Österreichs wurde. Er erfreute sich der besonderen Gunst seines Obersten Kriegsherrn und erreichte schon mit 56 Jahren den höchsten militärischen Rang eines Feldzeugmeisters.

Lang ist die Liste seiner hervorragenden Verdienste, für die er zweimaliger Ritter und Kommandeur des Maria-Theresien-Ordens, Kommandeur des Leopoldordens und Inhaber verschiedener anderer hoher österreichischer, russischer und päpstlicher Auszeichnungen wurde. Man ernannte ihn auch zum Geheimen Rat, zum lebenslänglichen Mitgliede des Reichsrates, zum Ehrenbürger von Wien etc. etc. und man nannte ihn bei Hofe und im Volke ganz einfach nur „den Benedek“.

Leider erfreute er sich keiner starken Gesundheit und mußte daher wegen eines Gallen- und Leberleidens zwecks Erhaltung seiner Dienstfähigkeit wiederholt längere Kuren in verschiedenen Bädern durchführen.

Fromm und von edelstem Soldatentum durchdrungen, war er seinen Untergebenen immer ein leuchtendes Vorbild und sah auch bei ihnen stets auf Anstand und Sitte.

Bei aller Bescheidenheit, brach immer wieder sein ungarisches Temperament durch: sein stolzer Sinn, sein Ehrgeiz, seine hohe Selbsteinschätzung und manchmal selbst zur Unzeit sein rauher „Lagerton“. Immer aber blieb er ein vornehmer, edler Charakter, der Schmeicheleien haßte und gerne bereit war, ungewollt zugefügte Kränkungen wieder gutzumachen.

An einem einmal gegebenen Wort hielt er ebenso unverbrüchlich fest, wie an der Eidestreue zu seinem Obersten Kriegsherrn.

Als sich dann der Kriegsausbruch mit Preußen immer deutlicher abzeichnete, stand es für den Kaiser eindeutig fest, diesen hervorragenden Offizier an die Spitze der österreichischen Nordarmee zu stellen. Umsonst wehrte sich Benedek gegen diese Ernennung, hielt sich für diese Verwendung selbst als völlig ungeeignet, ja, nannte sich für den deutschen Kriegsschauplatz in rauhem Soldatenton „einen Esel“. Allein alle seine Einwände fanden beim Herrscher kein Gehör. Noch am 13. Juni 1866 schrieb der Fzm. an General von Gorizzusti: „... Du und vielleicht alle guten Österreicher erwarten zu viel von mir... habe wahrhaft nicht ambitioniert, am späten Abend meines immer angestrengten Soldatenlebens noch eine so große Verantwortung zu übernehmen. Nun, der Kaiser hat es gewollt, hat es befohlen, und so will ich den Rest meiner Energie anspannen, so gut ich kann...“

Als Feldherr war Benedek noch ganz der alten Schule verhaftet: im Gegensatz zu der aufgelockerten preussischen Angriffsform stieß Benedek noch mit starren Linien und massiven Stoßkeilen in die Front der Feinde; „doch“, sagt Detlev von Lilienskrone, „in diesem unglücklichen Feldzuge bleibt ein Heldentum vergeblich.“ Der Heerführer stand selbst immer im ärgsten Kampfgetümmel und feuert mit kurzen zündenden Worten da an, wo die Front zu wanken begann. Er war mehr ein draufgängerischer Haudegen wie Blücher oder Wrangel, denn ein bedächtiger, kühl erwägender Stratege wie Moltke, dem er trotz aller Tüchtigkeit nicht gewachsen

war. Erzherzog Albrecht nennt Benedek „... einen der tapfersten Soldaten, der je unter dem kaiserlichen Adler gefochten hat“ und würdigt seine humane und gesittete Kriegsführung, die Benedek selbst „eine große Landplage“ nennt.

Die beiden Heerführer — der preussische General der Infanterie Helmut Freiherr von Moltke und der österreichische Feldzeugmeister Ludwig Ritter von Benedek — waren recht verschiedenartige Naturen: war Benedek durch sein kriegerisches Draufgängertum weit über Österreichs Grenzen ein Begriff geworden, war der schweigsame, zurückhaltende Moltke kaum über den engen Kreis des preussischen Generalstabes hinaus bekannt. Als scharfer Denker hatte dieser sein militärisches und Allgemeinwissen außerordentlich erweitert, während der österreichische Feldherr durch militärischen Geist, kriegerische Erfahrung und Energie das ersetzte, was ihm an Wissen mangelte. Moltke hatte das Glück, im Könige, in Bismarck, Roon u. a. gleichgesinnte Mitarbeiter zu besitzen, durch Allgemeinbildung der Soldaten, bessere Bewaffnung und neuzeitlichere Gefechtstaktik im Vorteile zu sein, während Benedek 1866 „lediglich zum Vollstrecker einer Politik wurde, die von den Soldaten die Erringung aus einer von ihr nicht mehr beherrschbaren, fast aussichtslosen Lage forderte“.

Noch kurz vor dem Zusammenbruche der österreichischen Nordarmee entbrannte zwischen 5000 Berittenen eine mörderische Reiterschlacht, der größten seit den Tagen von Leipzig. Benedek stürzte sich mitten in das wüste Kampfgerümmel — umsonst! Es war nichts mehr zu retten! „Ich habe alles verloren, nur mein Leben nicht!“ war die trübe Erkenntnis des geschlagenen Feldherrn.

Nie ein Freund der Korrespondenten, sprach er am 4. Juli 1866 in Hohenmauth zu den Berichterstattern der „Freien Presse“: „Nun könnt ihr alles sagen und schreiben ... Das Unglück kann man nicht bemänteln.“

Der Eindruck der Niederlage von Königgrätz war gewaltig — der Kaiser war tief erschüttert und enttäuscht.

Benedek wußte, daß nach den österreichischen Vorschriften der Feldherr allein die volle Verantwortung zu tragen hatte. Am 13. Juli schrieb er seiner Frau: „Nach allem bisher Geschehenen bleibt mir nichts anderes übrig, als das Verdammungsurteil schweigend hinzunehmen. Will niemand anklagen, will mich gar nicht verteidigen, will nichts schreiben, will nichts reden zu meiner Entschuldigung und Rechtfertigung; nur meinem Kaiser werde ich, wenn ich noch dazu komme und er es wünscht, alles, alles sagen, was ich weiß und glaube.“ — Doch, der Kaiser gab ihm auch später keine Gelegenheit, sich bei ihm zu rechtfertigen!

Am 25. Juli erhielt Benedek die Verständigung, daß der Kaiser die Voruntersuchung von der Übernahme des Armeekommandos in Olmütz (12. 5.) bis zum Tage seiner Abberufung (25. 7.) für den 30. 10. in Wiener-Neustadt angeordnet habe.

Benedeks Antwort lautete kurz: „Ein ungeschickter Armeekommandant im Kriege hat die Verantwortung zu tragen über alle Mißerfolge der Armee ... Ich erkläre mich hiermit in Bausch und Bogen schuldig und gewärtige jene Strafe, die ein Kriegsrecht oder ein Allerhöchster Machtspruch über mich zu verhängen für gut befinden wird ...“

Dieses spontane Einbekennen aller Schuld und Fehler ist umso erschütternder, als gerade Benedek mehr als jeder andere besiegte Feldherr Argumente zu seiner

Verteidigung hätte vorbringen können. Er klagte nicht! Nur in einem Schreiben an seine Gattin bemerkte er: „Die Regierung soll froh sein, wenn ich schweige!“

In Wiener-Neustadt beschränkte sich die Voruntersuchung der Kommission auf die Zeit vom 12. 5. bis 25. 7. 1866, ohne auch nur im geringsten auf die grundlegenden Versäumnisse in der Kriegsvorbereitung, dem unverantwortlichen Zuwarten, der mangelnden Ausrüstung, dem Fehlen der Mannschafts- und Verpflegrreserven, dem lächerlichen Betrag von 5000 fl. für den Kundschafterdienst des Hauptquartiers usw. usw. einzugehen.

Fmt. v. Henikstein, der 1864—1866 Chef des Generalstabes war, brachte eine Reihe massiver Entlastungsargumente zugunsten Benedeks vor, die in dem Satze gipfelten, „daß der 66iger Krieg durch Fehler und Unterlassungen der Regierung schon verloren war, ebe er begonnen hatte.“ Auch Gm. Krismanić verhielt sich bei seiner Einvernahme sehr temperamentvoll und resümierte „... daß nicht alles so gewesen, wie se hätte sein sollen. Wenn jedoch die Armee nicht organisiert ist, dann könne das Ausbleiben des Erfolges nicht dem Feldwerrn zur Last gelegt werden“.

All die berechtigten Entlastungsmomente der Generale blieben unbeachtet, man brauchte einen Sündenbock für die schwerwiegenden Fehler der Regierung — und der war Benedek!

Die erste Maßnahme des eingeleiteten Verfahrens war, daß Benedek, Henikstein und Krismanić mit 1. November 1866 in den Ruhestand versetzt wurden.

Am 4. 12. verfügte der Kaiser, daß entgegen dem Ministerratsbeschlusse, „von jedem gerichtlichen Verfahren abgesehen werde“.

Wegen der erregten öffentlichen Meinung wurde eine Korrektur des Kommunikentwurfes vorgenommen. Gleichzeitig mit der Verlautbarung des kaiserlichen Gnadenaktes über die Einstellung des Verfahrens gegen die drei angeklagten Generale brachte die „Wiener Zeitung“ Nr. 298 einen aufsehenerregenden Artikel über begangene Fehler Benedeks im 66iger Kriege, aber auch über seine früheren hohen Verdienste — „... und als Sühne gelte die erfolgte Entfernung Benedeks aus einem „unangemessenen Wirkungskreis“ ... Der Verlust des Vertrauens seines kaiserlichen Kriegsherrn und die Vernichtung seines militärischen Rufes vor Mit- und Nachwelt seien eine schwerere Strafe als jede andere...“ Fürwahr eine Auffassung, die dem griechischen Gesetzgeber Drakon alle Ehre gemacht hätte, zumal größere Feldherrn als Benedek auch Niederlagen erlitten hatten, die jener von Königgrätz nicht nachstanden.

Der Feldzeugmeister war von diesem Zeitungsartikel aufs tiefste betroffen, zumal er mehr den kränkenden, als den seine Verdienste würdigenden Stellen der Veröffentlichung seine Beachtung schenkte.

Anfangs Oktober 1866 nahm er in seiner Grazer „Villa Benedek“ in der Beethovenstraße 8 seinen dauernden Wohnsitz.

Abseits vom Getriebe der Stadt pflegte das Ehepaar Benedek geselligen Verkehr mit auserlesenen Bekannten — Benedek stets in Zivilkleidung und einem kürzgeschnittenen Vollbart. Zeitweilige Kuraufenthalte im kroatischen Krapina-Teplitz, Jagden, zu denen ihn der Fürst Friedrich von Lichtenstein auf seine steirischen Besitzungen eingeladen hatte, Theater- und Konzertbesuche auftrudelten in den Alltag des Feldzeugmeisters, der sonst vorwiegend mit Spaziergängen und Lektüre ausgefüllt war.

1867 wurden Benedek bei einem Einbruch in seiner Villa die meisten seiner Orden gestohlen. Als dies Erzherzog Albrecht erfuhr, sandte er Benedek unverzüglich sein eigenes, bei Novara erworbenes Theresien-Kommandeurkreuz mit einem ihn ehrenden Begleitschreiben; denn „... ein so tapferer Freund... soll nicht einen Tag lang jene kriegerischen Ehrenzeichen entbehren, welche er auf so manchem ruhmvollen Schlachtfelde vor Gott und der Welt erworben... hat.“

In seinem Dankbriefe vom 27. 4. 1867 versichert Benedek u. a.: „Ich habe alle meine Schriften und Anmerkungen über den leidigen Feldzug 1866 bereits selbst vernichtet, weil ich Ihnen... zugesagt habe, zu schweigen bis übers Grab.“

Und Benedek hat sein Wort gehalten!

Am 10. Feber 1873 gab der Fzm. in einem Schreiben dem Grazer Platzkommando bekannt, er wüßte ohne militärischen Kondakt und in Zivilkleidern bestattet zu werden.

Am 15. Juni 1873 erklärte er in seinem Testamente ausdrücklich, daß er keine Memoiren hinterlassen und niemandem Daten zu solchen geliefert habe. „Alle meine Vormerkungen und Aufzeichnungen über den Feldzug 1866, über das mir aufgezwungene Kommando der Nordarmee habe ich verbrannt...“ Nach verschiedenen privaten Verfügungen schließt er sein Testament mit dem Dank an seine Gattin, „daß sie mein Soldatenunglück so verständig und resigniert mit mir getragen hat“.

Den Versuch des Kaisers, am 3. Juli 1873 durch den persönlichen Besuch des jugendlichen Kronprinzen Rudolf, Benedek doch noch Genugtuung zu verschaffen, scheiterte an dessen Zurückhaltung.

Blieben dem „geschlagenen Feldherrn“ auch hier und da hämische Blicke seiner unbeherrschbaren Widersacher nicht erspart, genoß er aber in der breiten Bevölkerung doch allgemeine Hochachtung und Wertschätzung; denn die Menschen wußten mit der Zeit recht gut zwischen einem unfähigen oder gar pflichtvergessenen Heerführer und einem zum Sündenbock auserkorenen General zu unterscheiden.

Am 27. April 1881 erlöste der Tod den leidgeprüften Soldaten.

Noch während der Aufbahrung legte als Erster sein ehemaliger Stabstrompeter aus dem Hauptquartier von 1859 seinen schlichten Kranz an dem Sarge des Feldzeugmeisters nieder. Seine Majestät sprach der Witwe des Verstorbenen durch den Kommandanten der 6. Truppendivision die Allerhöchste Anteilnahme aus. Erzherzog Albrecht, Baron von Henikstein, sein Inhaber-Regiment, Fürst Bismark und viele Hundert andere folgten mit ihren Beileidkundgebungen.

Der kommandierende General von Graz, Fzm. Baron von Kuhn, hatte verfügt, daß alle dienstfreien Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften am Begräbnisse des Feldherrn teilnehmen können.

War sonst ein Generalsbegräbnis ein militärisches Schauspiel mit viel Gepränge, marschierte diesmal im Trauerzuge lediglich eine Militärkapelle mit.

Unter die Leidtragenden mischte sich Militär aller Dienstgrade, die Generale von Graz und Umgebung, die höchsten staatlichen und städtischen Würdenträger. Vertreter des Herren- und Abgeordnetenhauses, des Landtages, Adlige Bürger und Handwerker, Professoren und Studenten, Veteranen und Vereine, kurz — ganz Graz, gesellte sich aus reinem Herzensbedürfnisse dem Trauerzuge zu, dem toten Feldherrn die letzte Ehre zu erweisen.

Jahr für Jahr bis an seinen Tod ließ Kaiser Franz Josef I. am Allerseelentage an der Gruft Benedeks einen Kranz niederlegen.

14 Jahre nach ihrem Manne starb am 15. September 1895 seine treue Lebensgefährtin.

Vor ihrem Tode vermachte Frau Julie von Benedek ihre wertvolle Gemäldesammlung dem Grazer Johanneum als „Benedek-Stiftung“. Heute besteht diese Widmung nur noch dem Namen nach; denn ihre Bestände sind auf verschiedene Abteilungen aufgeteilt oder durch Tausch in andere Hände gelangt.

Ein Versuch, an dem Wohn- und Sterbehaus eine Gedenktafel anzubringen, scheiterte ebenso, wie die 1962 erfolgte Anregung, die verlängerte Beethovenstraße, in der die „Villa Benedek“ stand, in „Ludwig-von-Benedek-Straße“ umzubenennen. Im Herbst 1965 fiel diese altösterreichische Gedenkstätte der Spitzhacke zum Opfer und ist damit aus dem Grazer Stadtbild verschwunden.

Doch auch ohne diese sichtbaren Erinnerungen lebt das Andenken des „gechlagenen Feldherrn“ im Volke lebendiger fort, als das manches glücklicheren Siegers!



Das Riesentädtchen Arnan (Luftbild)

Ein weißer Schwan in der Wüstenei

von Hugo Scholz

Mit einem Schauer unter dem Wams mögen die Grenzwächter des böhmischen Königs damals um das Jahr 1000 in den wilden Wald vorgedrungen sein, der Böhmen gegen den Osten hin abschloß. Einer von ihnen schlug den Pfad bis zu einem Flusse hin, der sein Bett in diese Wildnis gegraben hatte. Hier zündete er ein Lagerfeuer an. Von einem Hügel, der sich daneben erhob, konnte er Aussicht halten. Hier oben baute er schließlich seine Wachthütte.

Der Wald ist ewig, tausend Jahre sind vor ihm wie ein Tag. Auch dieser Grenzwald erneuerte sich aus sich selbst, befestigte seine Herrschaft in immer tieferen Gründen. Als der Kolonistenführer Bruno mit seiner kleinen Schar auf der Höhe des Gebirges ankam und diese Waldwildnis vor sich sah, erschauerte auch er. Für ihn war alles noch schlimmer, denn er wollte ja für immer hier bleiben. War Leben möglich in dieser Wüstenei? Er saß mit seinen Leuten müde und mutlos auf einem Felsen. Sie sahen einander an und blickten hinab. Da sahen sie im Abendlicht einen blauen See schimmern, auf ihm ein weißer Schwan. Wo Schwäne lebten waren die Wasser seicht und der Boden tief, in dem sie gründelten. Und der Schwan war ein heiliger Vogel: Elfen und Walküren traten in Gestalt einer prophetischen Schwanjungfrau auf. Von Urbeginn war das Schicksal der Menschen mit dem der Tiere verketet. Sollte dieser weiße Schwan mit seiner Weisheitsgabe nicht ein gutes Vorzeichen sein? Bruno wollte daran glauben, er fiel auf die Knie.

„Glück auf den Weg!“ rief er. „Das dort soll unser Zeichen sein.“

Die kleine Schar stieg zu Tale. Sie fand einen Pfad, der sie zu der Niederlassung der Grenzwächter hinführte. Bruno geriet mit ihnen in Streit, wer hier das Recht habe, sich niederzulassen. Jeder behauptete das Seine. Bruno konnte sich auf den böhmischen König berufen. Sein Recht war schließlich auch das höhere, weil er gekommen war, gegen Wald und Wildnis zu kämpfen, gegen Unholde und Dämonen.

Schritt für Schritt drängte Bruno mit seinen Leuten den Wald zurück. Braune Erde breitete sich um die Siedlung, sie gehörte den Bauern und Bürgern. Geister und Unholde zogen sich in die Tiefe der Wälder zurück. Dörfer wuchsen entlang des Flusses, die Pflüge der Bauern furchten immer breitere Hufen. Immer weiter wühlte sich der Himmel über den Lichtungen, reicher ward der Segen. Ein neues Land stieg aus Waldesdunkel, aus der Wildnis wurde Kultur — wurde das Braunauer Ländchen, mit Dorf und Stadt, die den weißen Schwan und den goldenen Stern in ihrem Wappen führte.

In das Rauschen des Waldes drang bald die Stimme eines Glückleins. Es hing auf dem Türmchen einer hölzernen Kirche, in dessen Türpfosten die Jahreszahl 1177 eingekerbt war. Im Schrein des Altars lag die Halskette aus Beisperlen jener heidnischen Jungfrau, die dem Götterglauben abgeschworen hatte, sich zum Christentum bekehrt und zum Dank dafür das Kirchlein „Zu unser lieben Frau“ erbaut hatte.

Bald klang eine zweite Glocke, deren Stimme weiter hinaus drang ins Land. Sie läutete auf dem hohen weißen Turme, der sich auf dem Hügel erhob und wie

eine ausgestreckte Hand zum Himmel wies. Ein Benediktinermönch hatte sich niedergelassen, hier göttlichen Geist zu pflegen und weltliche Ordnung zu schaffen im Sinne des einzig Gerechten. Im Vertrauen darauf kamen flandrische Tuchmacher, sich im Schutze dieser Ordnungsmacht anzusiedeln. Die Wasser des Flusses trieben die Walken der Färber. Eine Stadt wuchs auf mit Wehr und Mauer — Braunau.

Auch aus den Tälern wuchsen Glockentürme empor. Ihre Stimmen vereinten sich zu einem Choral, Gott zu preisen für den Segen, der über das braune Land gekommen war.

Die Dämonen aber blieben nicht tatenlos. Raubritter Kruschina brach ein, brandschatzte, was der Fleiß der Kolonisten geschaffen hatte, mordete, was friedlich leben wollte, bis er selber ermordet wurde.

Und es kam ein neuer Glaube auf, der die Menschen verwirrte in ihrer Seele — Braunau wurde zu einem der ersten Kriegsschauplätze des 30jährigen Krieges. Hussiten und Schweden verwüsteten abwechselnd Stadt und Dorf.

Sollte der Landstrich wieder Wildnis werden? Oder würde die Liebe der Menschen, die diese Erde in Besitz genommen, groß genug sein, Zerstörtes immer wieder aufzubauen?

Wie ein Symbol ungebrochenen Lebenswillens wuchsen auf dem Hügel von Braunau die weißen Mauern eines neuen Bauwerkes empor. Schwere Quadersandsteine, die aus dem Felsengebirge herbeigeschafft und übereinandergesetzt wurden, verloren unter der Hand eines Baumeisters ihre Starrheit, wurden Bewegung und Melodie. Der Rhythmus neuer Lebensfreude schwang darin. Der Benediktinerabt Othmar besprach mit Meister Dienzenhofer, wie der Bau vollendet werden sollte. In seiner Grundmauer war ein Pergament eingemauert, das die Jahreszahl 1733 trug. Als der Bau errichtet war wurde im Hauptportal des Klosters in dem gleichen barocken Stil ein Wappen angebracht: es zeigte einen Aststumpf und drei Rosen.

Unter diesem Wappenschild blühte die Benediktinerabtei und Herrschaft Braunau-Břevnov auf. Die Wildnis war für immer gebannt, Kultur breitete sich aus. In den zurückgedrängten Wäldern entlang der Berge aber raunte es durch die Zeiten von jenen Mächten, die einst hier geherrscht hatten.



Dittersbach im Braunauer Ländchen

Aus der guten alten Zeit Alte Geschichten!

Es ist durchaus nichts Besonderes, was ich heute hier erzählen will, nur ein kleines Erlebnis aus meiner frühesten Jugend, das ich aus der Mottenkiste der Erinnerungen ausgegraben habe. Es handelt wieder von dem Holzknecht, von dem ich schon einiges erzählt habe. Dieser sonderbare Mann hat soviel Anekdoten in seinem Leben geliefert, daß man ein ganzes Buch damit füllen könnte.

Vor vielen Jahren, noch vor dem Ersten Weltkrieg, stand an der Straße, die von Kleinborowitz nach Mastig führte, kurz vor der Abzweigung zum Bahnhof, ein kleines hölzernes Häuschen, das allgemein das Kaffeehäuschen genannt wurde. Warum es diesen Namen hatte, das weiß ich nicht. In diesem Häuschen wohnte kurz nach der Jahrhundertwende der Holzarbeiter Meißner Moritz, mit seiner Schwester. Weil die Leute um diese Zeit noch sehr arm waren, rückten sie zusammen. Einzelne ältere Personen suchten bei Familien unterzukommen, nur damit sie ein Dach über dem Kopf hatten. Sie verdienten sich ihren mehr als kargen Lebensunterhalt durch Handweberei oder auch durch Spulen. Auch bei dem Holzarbeiter wohnte eine ältere Frau, die Čechin, wie sie allgemein genannt wurde. Ob dies ihr richtiger Name war, oder ob sie so hieß, weil sie eine geborene Tschedin war, das weiß ich heute nicht mehr. Sie war ein kleines dünnes Frauchen, das den Mund auf dem rechten Fleck hatte. So lagen die Dinge zu jener Zeit, als ich noch ein kleines Mädchen war.

Es war ein wunderschöner Spätsommernorgen, als mich meine Mutter wegen einer kleinen Besorgung nach Mastig schickte. Ich sprang fröhlich davon. Nachdem ich die Brombeerbeeren an der Straße zwecks ihrer schwarzen Früchte untersucht hatte, lief ich weiter. Als ich in die Nähe des Kaffeehäuschens kam, hörte ich großen Spektakel. Ich kannte den Holzknecht, der aussah wie ein Riese, und hatte Angst vor ihm. Als ich ihn so schreien hörte, blieb ich stehen und überlegte, ob ich es wagen sollte, schnell vorbei zu rennen oder ob ich mich lieber im gegenüberliegenden Gebüsch verstecken sollte. Ich wählte das Letztere. Da flog die Tür auf und der Mann kam heraus. Doch was brachte er da getragen? Das schimpfende Frauchen mitsamt dem Stuhl auf dem sie saß. Er stellte seine Last mitten auf die Straße. Die Frau schimpfte weiter, doch sie blieb sitzen. Schon erschien er wieder, brachte Spulrad und Garnstock und stellte alles vor die Frau hin. Die Frau setzte sich zurecht und fing mitten auf der Straße an zu spulen, als ob dies die selbstverständlichste Sache der Welt wäre. Noch zweimal erschien der Mann und brachte ein Tischchen und eine kleine rote Truhe, das er neben die Frau hinstellte. Das war wohl ihr ganzes Mobiliar. Der Mann verschwand in seinem Häuschen und schlug die Haustüre zu. Ich stand verborgen hinter einer kleinen Fichte und wartete mit klopfendem Herzen, was da weiter geschehen würde. Aber es geschah nichts. Autoverkehr gab es damals noch nicht, und Fuhrwerke fahren auch sehr wenig. Doch nach einer Weile kam der Kutscher aus der Fabrik. Er hatte einen breiten Tischwagen, den er mit Kisten vollgeladen hatte, vor dem zwei gepflegte Pferde gespannt waren. Er blieb stehen und rief die Frau an, daß sie Platz machen soll. Doch diese kümmerte sich nicht darum und spulte emsig weiter.

Da kam noch ein Fuhrwerk aus entgegengesetzter Richtung. Die beiden Fuhrleute standen nun da und besprachen die Lage. Die Frau nahm keine Notiz von ihnen und in die Höhle des Löwen getraute sich keiner. Da kam auf dem neuen Sträßchen, das vom Forsthaus herunter lief, der damalige Pfarrer aus Oberpraunsitz, Albin Seidel, gegangen. Von dem versprachen sie sich Hilfe. Er wurde in die Sachlage eingeweiht, er sollte zu dem Mann gehen und sollte ihn überreden, daß er das Frauchen wieder einlasse. Der Pfarrer ging hin und klopfte mit seinem Stock an das kleine Fenster. Da flog die Haustüre auf, der Holzknecht erschien mit einem derben Knüttel bewaffnet und drohte, jeden zu erschlagen, der ihm nahe komme. Der Pfarrer machte sich schnell aus dem Staube und die Lage blieb unverändert. Langsam hatten sich auch schon eine Menge Leute angesammelt. Einer von ihnen hob nun das Frauchen mit ihrem Stuhl in die Höhe und trug sie direkt vor die Haustür. Dienstbeflissen trugen andere das Spulrad und den Garnstock nach und setzten beides vor sie hin. Das Frauchen spulte auch hier wieder weiter, als müßte das so sein. Das andere Mobilar wurde an den Straßenrand gesetzt. Nun konnten die Fuhrleute wieder weiter fahren. Die Frau hat den ganzen Tag vor der Tür gesessen, mit ihrem Kram, bis abends die Schwester von dem Holzarbeiter aus der Fabrik kam und sie wieder hinein nahm. Es wurde damals viel gelacht über diesen Mann, der sich über alles hinwegsetzte und tat, was ihm gerade einfiel.

Ein denkwürdiger Tag!

Man schrieb das Jahr 1917. In Ost und West tobte der Krieg und noch immer war kein Ende dieses furchtbaren Völkerringens abzusehn. Unzählige Männer hatten schon ihr Leben gelassen für Volk und Vaterland. Auch in der Heimat sah es nicht sehr rosig aus. Frauen und Mädchen mußten alle schwere Arbeit tun, die sonst die Männer verrichtet hatten. Fast in jedem Haus war die Trauer eingekehrt, Trauer um einen lieben Angehörigen, der irgendwo draußen an der Front verblutet war. Und noch etwas gab es, das die Menschen mutlos machte, den Hunger. Die Lebensmittel wurden immer knapper. Die Stimmung unter den Leuten war ziemlich gedrückt bis zu dem Tag, von dem ich jetzt erzählen will.

Es war am Vortag des Kirchenfestes unserer Nachbargemeinde Großborowitz. (15. Juni, Vitus.) Die Sonne lachte heiter und warm vom Himmel, als ob es keine Not und kein Leid unter den Menschenkindern auf Erden gäbe. Am Nachmittag hatte sich ein starker Wind erhoben. Plötzlich, so gegen 4 Uhr nachmittags, brachte der Wind einzelne Glockentöne. Wir horchten gespannt und bald merkten wir, daß Sturm gelüftet wurde. Schon sah man auch eine Rauchwolke aufsteigen. In Großborowitz war Feuer ausgebrochen. Bei dem Landwirt Anton Hackel war der Schuppen und die Scheuer in Brand geraten. Bald hatten die Flammen auch auf das Wohnhaus übergegriffen. Und dazu dieser furchtbare Wind! Damals gab es noch viele Häuser und Scheunen, die mit Stroh und Dachpappe gedeckt waren. Da hatte der Wind ein leichtes Spiel. Er blies und blies und bald brannte wieder ein weiteres Haus. Die Feuerspritzen aus den Nachbargemeinden rückten an und alle verfügbaren Menschen arbeiteten an den Pumpen. Es waren meistens nur Frauen und Mädchen. Die Firma Mandl in Mastig schickte die Motorspritze und

die Eisenbahn einen Löschzug mit den wenigen Männern, die sie zur Verfügung hatte. Doch alle Löscharbeiten schienen umsonst, der Brand griff immer weiter und konnte nicht eingedämmt werden. Der Wind trieb sein grausames Spiel. Er trug brennende Strohbindel und glühende Dachpappe durch die Luft und ließ sie irgendwo auf ein Dach fallen, das wieder Feuer fing und bald lichterloh brannte. Unwillkürlich kamen einem die Worte in den Sinn: Denn die Elemente hassan das Gebild von Menschenhand.

Das Chaos war unbeschreiblich. Das Vieh, das aus den Ställen gelassen worden war, lief brüllend unter den verzweifelt Menschen umher. Bleche mit Kuden lagen auf dem Rasen, die von der Gluthitze, die da herrschte, abgebacken wurden. Es kam vor, daß Nachbarn beim Ausräumen halfen und nicht wußten, daß ihr eigenes Haus schon im Flammen stand. Das Eigentümliche war, daß oft zwei, drei Häuser unversehrt blieben und das dritte oder vierte bis auf die Grundmauern niederbrannte. So ging das weiter bis zum späten Abend. Das ganze Dorf schien dem Untergang geweiht. In der Stunde der höchsten Not ging der damalige Pfarrer (Klaschka) in die Kirche und holte das Allerheiligste aus dem Tabernakel. Es war ein ergreifender Augenblick, als er damit dem Feuer entgegenging und über die Gemeinde seinen Segen gab. Alle Menschen, die anwesend waren, fielen auf die Knie und beteten laut und flehten zu Gott, daß er ein Wunder tun und das Dorf vor dem Untergang retten möge. Und das Wunder geschah. Der Wind flaute ab und kein Lüftchen regte sich mehr. Nun konnten die Löscharbeiten mit Erfolg betrieben werden. Die brennenden Häuser konnte man zwar nicht mehr retten, doch ein weiteres Ausbreiten des Brandes konnte verhindert werden. Die ganze Nacht hindurch arbeiteten die Frauen und Mädchen und die wenigen Männer, die noch zur Verfügung standen. Die aufgehende Morgensonne des Kirchenfest-Sonntags (Borzer Fohrt) beschien ein grausiges Bild. Nun sah man erst, was das Feuer angerichtet hatte. Überall Trümmer und Asche, verkohlte Überreste. Halbverbrannte Obstbäume reckten ihre kahlen Äste wie anklagend gegen Himmel. 17 Häuser und 8 Scheunen waren ein Raub der Flammen geworden. Man munkelte damals, daß dieses Unglück durch Kinder entstanden sein sollte, die in der Scheune gespielt haben.

Soviele Menschen, wie an diesem Sonntag, waren noch nie zu dem Kirchenfest gekommen. Von nah und fern kamen sie die Unglücksstätte zu besichtigen. Reporter fotografierten und schrieben Berichte für die Zeitungen . . .

Das Vieh wurde aufgeteilt an die Bauern, die von dem Unglück verschont geblieben waren. Die obdachlosen Menschen fanden ein Unterkommen bei Bekannten oder guten Nachbarn. Es war eine schwere Zeit für alle. An Wiederaufbau konnte nicht gedacht werden, denn es fehlte an allem, an Geld, Material und auch an Menschen. Nur die Scheunen wurden notdürftig wieder instandgesetzt, weil ja doch die Ernte vor der Tür stand. Es dauerte Jahre, bis die Häuser wieder aufgebaut und die Ordnung im Dorf wieder hergestellt war. Es gibt bestimmt noch viele Heimatgenossen, die diesen Unglückstag miterlebt haben. *M. Jochmans*

Vom Regen in die Traufe

Heimatliche Reiseerlebnisse unserer Großeltern

In der Zeit etwa vor den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, als es noch keine „Dampfrösser“, geschweige denn gar elektrische oder Dieselloks gab, war man einzig und allein auf die mit richtigen Pferden gezogenen Wagen, die „Postkutschen“, angewiesen. Man war dem Wagenkutscher, dem „Postillon“, auch „Schwager“ genannt, ganz anvertraut. Ein damaliger „Passagier“ oder Reisender beabsichtigte eben, mit der Post nach einer entfernteren „Station“ zu fahren. Er geht zum Postschalter, löst sich eine Fahrkarte, damals „Billet“ genannt, besorgt seine Geschäfte und kommt gerade an, als der Postwagen abfährt. „Halt, halt!“ schreit der Reisende, „ich fahre doch mit!“ — „ist kein Platz mehr“, ruft der Postillon. „Hier mein Billet — der auf meinem Platz sitzt, soll nur aussteigen!“ „Das gibt's nicht“, ruft der Postillon, „hier steigt ein, wer will und zahlt immer im Wagen! Wer zuerst kommt, mahlt zuerst, verstanden!“

Sagt's, klatscht den unteren Peitschenstiel an seine wüchtigen Schaffstiefel, bläst in's Horn und fährt schneidig davon. Ganz entrüstet stürmt der Reisende an den Postschalter zurück, um sich energisch zu beschweren; doch auch hier erhält er die lakonische Antwort, daß es immer so gehalten worden sei und man ihm nicht helfen könne. Der Reisende, empört, in dem kleinen, schmutzigen Nest bleiben zu müssen, entwirft seinerseits einen Beschwerdebrief und sendet solchen an die oberste Postbehörde ein. Trotzdem das Schreiben mit seiner genauen Adresse unterzeichnet ist, erhält er monatelang keine Antwort und die ganze unleidliche Geschichte entfällt seinem Gedächtnis, bis er wieder einmal in das gleiche „Nest“ kommt. Hullah, sagt er sich, hier war es, wo ich trotz Fahrschein nicht mitgenommen wurde; diesmal will ich praktischer sein! Lange vor der Abfahrt wählt er sich den besten Platz und läßt sich darauf nieder; der Wagen füllt sich. Es kommt ein Herr und findet keinen Platz mehr. Aha, denkt sich unser Reisender, dem geht es wie es mir ergangen ist, und lacht schadenfroh vor sich hin. „Die Billets, meine Herrschaften“, nähert sich der Postillon. Alles ist damit versehen, nur unser Reisender nicht. „Aussteigen, mein Herr — hier, dieser Herr hat Nummer 3!“ „Erlauben Sie“, bemerkt wütend der Reisende, „Sie sagten mir vor einiger Zeit selbst, man zahle im Wagen, und wer zuerst komme . . .“ „Ja, das war früher; aber da hat sich so ein Rindvieh beschwert und seitdem ist es eben anders!“ Abermals fuhr mit lautem Peitschenknall und Hornblasen der Wagen ohne ihn ab und mit dem frommen Vorsatz, sich in seinem Leben nie wieder zu beschweren, blieb der arme Reisende in dem Nest wieder sitzen.

Kurt Kuhn

Der Begründer der Leinenindustrie im Riesengebirge

*Vor 170 Jahren wurde in Wälsdorf
Johann Faltis geboren*



Noch am Ende des vergangenen Jahrhunderts standen in den Bauernstuben unserer Heimat Tritträd und Spinnrocken im Gebrauch. Erst mit der Einführung von Spinnmaschinen konnte sich eine vollkommene Leinenerzeugung entwickeln. Solche Maschinen wurden zuerst in England verwendet und die damit erzeugten Kettengarne mußten zunächst eingeführt werden. „Kampf ist Leben, Ruhe Tod“. Johann Faltis, der sich dies zum Wahlspruch gemacht hatte, war der richtige Mann, hierin Wandel zu schaffen.

Er kam am 4. Juni 1796 im Hause Nr. 53 in Niederwälsdorf, Bezirk Königshof, zur Welt. Sein Vater war ein armer, aber strebsamer Weber, dem es gelang, in seinem Heimatorte eine bescheidene Faktorei einzurichten. So nannte man damals das Handelsgeschäft. Es trug ihm so viel ein, daß er später in Schurz eine schöne Liegenschaft erwerben und sein Geschäft immer weiter ausdehnen konnte. Seine Verbindungen erstreckten sich schließlich bis nach Italien.

Johann Faltis besuchte das Gymnasium in Königgrätz und arbeitete dann eine Zeitlang in dem Prager Geschäftshause Neupauer & Co. Im Jahre 1820 kehrte er nach Schurz zurück und half in dem väterlichen Kolonial-, Material-, Leinen- und Wollgeschäft. Drei Jahre später erwarb er in Trautenau das Haus Nr. 7 in der Brückengasse, Niedervorstadt, und errichtete hier ein Kolonial- und Farbwarengeschäft en gros. 1832 übernahm er die Direktion der gräflich Harrach'schen Leinenfabriken in Starckenbach und Janowitz (Mähren) und später auch deren Leinenwarenniederlage in Wien.

Im Jahre 1834 unternahm Faltis in Pottendorf bei Wien Versuche mit einer Flachgarnspinnereimaschine, die er selbst gebaut hatte. Die Spindeln waren aus Holz und die Erzeugnisse unvollkommen. Schon zwei Jahre danach schuf der unermüdlich vorwärts Strebende in Jungbush bei Trautenau eine Flachspinnfabrik, die er bald darauf mit englischen Maschinen ausstattete, die durch die Wasserkraft der Aupa betrieben wurden. So war hier vor 130 Jahren eine für ganz Österreich bedeutungsvolle Gründung erfolgt. Jungbush hatte die erste Flachgarnspinnereifabrik in der alten Donaumonarchie. Im Aupatal entstanden in der Folge bald zahlreiche andere.

Um der Konkurrenz des Auslandes gewachsen zu sein, scheute Faltis weder Mühen noch Kosten. Seine Ausdauer wurde reichlich belohnt. Bereits im Jahre 1840 konnte er die Zahl der Spindeln verdoppeln, von 2000 auf 4000, und 1845 kamen noch weitere 2400 hinzu. Die Revolutionsjahre 1848/49 waren dem Geschäftsgange günstig, so daß Faltis alsbald eine neue Fabrik mit 8000 Spindeln errichtete und diese 1854 um weitere 7200 Spindeln erweitern konnte.

Die rasche Entwicklung der Leinenindustrie wurde in jener Zeit noch durch den Ausbruch des amerikanischen Bürgerkrieges gefördert. Das verringerte Angebot an Baumwolle steigerte nämlich die Nachfrage nach Leinenfabrikaten. Daher konnte Faltis in den Jahren 1858 und 1864 zwei weitere Spinnereien mit 10 000 und 14 000 Spindeln errichten und auch im preußischen Liebau eine Fabrik eröffnen. Auch andere Unternehmer nützten die Konjunktur, so daß es im Jahre 1860 bereits vierzehn Flachsgarnspinnereien im böhmischen Riesengebirge gab.

Johann Faltis ist am 18. Feber 1874 in Trautenau gestorben. In seinen letzten Lebensjahren beherrschte er nahezu den gesamten Garnmarkt Europas und galt als der reichste Spinner des Kontinents. Zu seinem beispiellosen Erfolge haben seine Mitarbeiter entscheidend beigetragen. Zu seinen Talenten gehörte nämlich auch eine außerordentliche Menschenkenntnis, so daß er in der Wahl seiner Beamten und Angestellten stets eine glückliche Hand hatte. Ganz besonders verdient machte sich Josef Hoffmann, dem Faltis 1858, nach völliger Erblindung, die Prokura übertragen hatte. Obgleich des Augenlichts beraubt, überwachte Johann Faltis sein Geschäft sorgsam und ununterbrochen und war immer über den Fortgang seiner Betriebe genau unterrichtet. Und das war nicht wenig. Zählten seine Fabriken doch 45 000 Spindeln, die von 3200 Arbeitern bedient wurden.

Johann Porner



Die erste Flachsspinnerei auf dem europäischen Kontinent erbaute Johann Faltis in Jungbunzlitz. So sah der Betrieb vor 100 Jahren aus.



Monsignore Prof. Dr. Stransky

Vielen Riesengebirglern, besonders aber den Trautenauern, wird der längst verstorbene Prof. Stransky noch in guter Erinnerung sein. Er stammte aus Freiheit, wo sein Bruder ein Schuhmachergeschäft besaß. Ich weiß es schon aus diesem Grunde, weil ich einmal bei einer Gebirgswanderung den wohlbeliebten Herrn dabei überraschte, wie er zeitig früh ganz allein die Wiese hinter dem Haus seines Bruders mit der Sense abmähte. Er war ein echter Sohn des Riesengebirges, zu allen

freundlich, voll Humour und Herzengüte und ich bin heute noch stolz auf die Freundschaft, die mich viele Jahre lang mit ihm verband. Stransky studierte als Theologe im Königgrätzer Priesterseminar, von wo er stets in den Ferien zu Fuß bis nach Freiheit marschierte, um Geld zu sparen, denn daran mangelte es zu Hause gar sehr. Gerne erzählte er vom alten gemütlichen Bischof H., dem es bei seinem hohen Alter öfters passierte, daß er beim Pontifikalamte, besonders wenn der Chor kein Ende fand, einschlief und dann nur sehr schwierig zu wecken war. Als Priesteramtskandidat hatte er vergessen, ein Gesuch um Befreiung vom Militärdienste einzureichen, wurde assentiert und kam zur k. u. k. Artillerie, wo er sofort bei seinem Batteriekommandanten zum Pfeifendeckel avancierte. Als solcher machte er mit seinem Vorgesetzten die Herbstmanöver in Ostböhmen mit und kam dabei auch nach Königshof, wo sein Hauptmann beim Direktor des dortigen Gymnasiums einquartiert wurde. Einmal stand nun der Offiziersdiener Stransky, der in allen Klassen immer Primus gewesen war, und der später sein Doktorat *sub auspiciis imperatoris* Franzisci Josefi primi machte und vom Kaiser einen schweren goldenen Doktorring bekommen hatte, er stand nun mit den wohlgeputzten Stiefeln seines Hauptmannes im Schulgange und las die griechischen Verse, welche dort die Gymnasialwände zierten. Da kam der alte Herr Direktor vorbei und leutselig erklärte er dem Rekruten: Na, Sie junger Mann, das werden Sie wohl kaum lesen können, das sind nämlich altgriechische Lettern!" Stransky stellte die Stiefel weg und meinte stillvergnügt: „Na, ich wills mal versuchen“, und las dem erstaunten Alten die Verse griechisch vor. „Ja, sagen Sie mir einmal, wo haben Sie denn das gelernt?“ „O“, meinte Stransky, „das ist gar nicht so seltsam. Vielleicht kann ich die Verse auch übersetzen, wollen mal probieren“, und deklamierte auch noch die ihm ja geläufigen Verse in reinen Hexametern in deutscher Übersetzung. Das war aber doch zuviel für den alten Herrn Direktor. Er rief Frau und Tochter herbei, die den gelehrten Pfeifendeckel gebührend bestaunen mußten, der besser übersetzen könne als er selber. — Später, als alles aufgeklärt war, hat Stransky manchen frohen Abend im Kreise der Direktorfamilie verlebt.

Der Herr Doktor, wie er sich gerne nennen hörte, hatte im ersten Weltkriege einen etwa 12 Jahre alten Judenjungen aus Polen bei sich aufgenommen, der ihm sehr viel Freude bereitet hat. Er hat ihn sogar einmal in einer Kirchenfestpredigt in Hermanitz als leuchtendes Muster von Glaubensfestigkeit erwähnt. Das war so. An einem herrlichen Wintersonntag voller Schnee und Sonnenschein wollte er dem Flüchtlingsjungen eine Freude bereiten und ihn auf einer Schlittenfahrt zum Bruder nach Freiheit mitnehmen. Der Kleine lehnte aber die Teilnahme mit der Begründung ab, daß er am Sabbat nicht Schlittenfahren dürfe. Er ist dann auch zu Fuß bis Freiheit gegangen, von wo ihn dann der Herr Professor am nächsten Tage doch noch die versprochene Schlittenpartie nach Trautenau machen ließ.

Welcher Christenjunge hätte wohl im gleichen Falle so standhaft seine Überzeugung vertreten?

Prof. Stransky kam oft und gern zu seinem Freund, Dechant Pohlreich, nach Hermanitz. Dort konnte man ihn dann mit einer langen Tabakspfeife bewaffnet im Pfarrgarten die Predigt studieren sehen. Oft auch erfreute er im Orte die alten Muttalan durch sein ungemein gutes Gedächtnis in allen Familienangelegenheiten. Nur vor der Bodemutter hatte er Angst. Über diese hatten meine Singmädels ein Lied zur Leineweberweise gedichtet. „Kein Mensch auf dieser Welt, der ihre Arbeit nicht bestellt. Jeder muß sagen, Bodemütter muß man haben.“ Das Lied hatte allerhand Strophen, aber die also Besungene war selber eine Dichterin, die sogar aus Anlaß ihres 50jährigen Berufsjubiläums eine Hebammenhymne hatte drucken lassen. Die Muse hatte sie geküßt. Nun war der H. Prof. Mitglied des Volksbote-Kuratoriums und als solcher der geeignete Mann für eine unentdeckte Dichterseel. Er hat ihr, wenn er nicht rechtzeitig die Flucht ergreifen konnte, in der Not gar vieles versprechen müssen. Er ist aber anschließend beim Volksboten mit seinen Drucklegungsversprechungen nicht durchgedrungen und so kamen die Leser um den Genuß vieler langer Gedichte, die sich oft sogar reimten.

Einmal meinte Stransky: „Bei uns da ist es manchmal gar nicht so einfach. Da haben wir in Ketzelsdorf einen Pfarrer, der heißt Barth, hat aber keinen Bart. Dann ist einer in Hoheneibe, der heißt Borth und hat einen Bort und dann ist da noch der Eduard in Hermanitz, der heißt nicht Barth und nicht Borth, sondern Eduard Pohlreich und hat doch einen Bart. Da soll sich einer auskennen.“

Als wir einmal nach Dubenetz zum Vikar Pich auf Besuch wanderten, sagte der Monsignore mitten im Erzählen: „Da war ich doch neulich beim Doktor in Trautenau. Der hat mir nun alles mögliche verboten. Kein Fleisch mehr, keine Zigarre und kein Bier. Na, so etwas tun ja die Herrn gar zu gerne. Da hab ich ihn gefragt, wieviel Jahre er mir noch gibt, wenn ich nach seinen Vorschriften lebe. Na, zehn Jahre bestimmt. Und wenn ich Ihnen nicht folge? Dann höchstens noch fünf. Na, wissase, was idum do gesoat ho?“, fuhr er dann im schönsten Hermentzer Deutsch fort, dessen er sich bei uns immer bediente. „Ich mißt doch werklich wahr e Norr sein, wenn ich mich zehn Jahr kastein tät, wu ich doch dann a sterwa muß. Do aß ich mei Stückla Fleisch, triink noi gudes Glasla Trautsches Bier an rauch mei Zigarla noch 5 Jahr lang an ho doch noch was vum Lawa. S is doch schien, wemmas sich olls asu schien etela kon...“ Tatsächlich hat er dann nur noch 5 Jahre gelebt. Er war ein Mensch und ein Priester, wie sie unser deutsches Volk so sehr notwendig hat.

† Th. Pathy



Ein Meisterwerk des Künstlers

Emil Schwantner's Lebenslauf

Ich wurde am 27. August 1890 in Königshausen als fünftes Kind einer Bergarbeiterfamilie geboren. Meine Eltern stammen beide aus dem Riesengebirge, ihre Vorfahren waren aus Tirol ausgewiesen worden und hatten im Riesengebirge eine neue Heimat gefunden. Schon im Kindesalter zeigte sich die Neigung zu meinem späteren Beruf. Das erste was ich unternahm, ich formte aus nassem Straußendreck Figuren, schnitzte mit einem Taschenmesser Figuren aus Holz, schnitt mit der Schere Figuren aus Papier. Da kam eines Tages aus der Porzellanfabrik Pöhl der Modelleur ins Haus, machte meinen Vater auf die große Begabung aufmerksam und erbot sich, mich — wenn ich 14 Jahre alt sein werde — in die Lehre aufzunehmen. So geschah es auch und ich kam in die Porzellanfabrik zu Pöhl nach Schatzlar.

Oskar Nimsch schrieb mir: „Schwantners erster Lehrmeister war der in der Porzellanfabrik Pöhl in Schatzlar beschäftigte Obermodelleur Hartmann, ein Thüringer, der in dem Gasthause ‚Zur Stadt Wien‘ wohnte. Hier am Fensterbrett modellierte der junge Schwantner seine ersten Heiligenfiguren, Tiere verschiedener Art, Köpfe und anderes mehr. Hartmann war ein Mann mit gutem Geschmack und großem Weitblick.“ (W. K.)

„Nach zweijähriger Tätigkeit kam ich an die Fachschule nach Teplitz, wo ich ebenfalls zwei Jahre verblieb. Meine erste Stellung fand ich in der Porzellanfabrik in Passau.

Im Jahre 1909 machte ich die Aufnahmeprüfung an der Prager Kunstakademie.

Wir hatten einen älteren Männerkopf zu machen, und es gelang mir, diesen in einem einzigen Vormittag fix und fertig zu machen. Trotzdem stimmte das gesamte Professorenkollegium bis auf die Stimme des Professor Myslbeck gegen meine Aufnahme, denn es fehlte mir ein Jahr Mittelschule. Aber Professor Myslbeck wußte sich zu helfen; er rief den österreichischen Kultusminister in Wien an und legte den Fall vor. Dieser sagte: Herr Professor pfeifen Sie auf die akademischen Vorschriften und nehmen Sie den Schwantner auf. So kam ich auf die Kunstakademie nach Prag, wo ich von 1909 bis 1912 verblieb.

Im Schuljahr 1910 bis 1911 erhielt ich den 1. Preis der Bildhauerklasse, auch war ich von 1910 bis 1912 Vorzugsschüler und konnte dadurch an Schulausflügen nach Holland und Belgien teilnehmen. So besuchten wir damals Amsterdam, den Haag, Antwerpen, Brüssel usw. Auch im Schuljahr 1911 bis 1912 hatte ich wieder den 1. Preis der Bildhauerklasse.

Der tschechische Kunstverein bot mir die Professur an der Prager Kunstakademie an. Ich aber lehnte ab und ging im Dezember 1912 nach Berlin-Zehlendorf zu Professor Franz Metzner. Hier hatte ich Gelegenheit, an großen Aufgaben mitzuarbeiten. So arbeitete ich an der für die Stadt Teplitz-Schönau bestimmten Kaiser-Josef-Statue, 5 Meter groß, weiter an der jetzt in Chicago stehenden Lessing-Figur, 8 Meter groß, sowie an vielen anderen Arbeiten, auch an den Modellen für das Völkerschlachtdenkmal in Leipzig.

Im Sommer 1913 verließ ich das Atelier Franz Metzner und machte mich selbständig in Berlin. Anfang 1914 übersiedelte ich nach Wien, wo ich bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges verblieb. Den ersten Weltkrieg machte ich als Kriegsfreiwilliger im österreichischen Heer mit. Im Jahre 1915 verlieh mir die Gesellschaft zur Förderung von Kunst und Wissenschaft in Prag für die Arbeit „Grablegung Christi“ den Rompreis, der infolge des Kriegsausbruches mit Italien nicht verwirklicht werden konnte.

Ich stand als Frontoffizier in Galizien, Wolhynien, Rumänien und am Isonzo für das Vaterland vor dem Feind. Ich habe die 7. und 10. Isonzoschlacht mitgemacht. 1918 wurde ich aus dem österreichischen Heer entlassen.

Im Jahre 1919 kehrte ich zu meinen Eltern nach Albendorf im Bezirk Marschen-dorf IV zurück. Anfang 1920 fing ich in Trautenau als selbständiger Bildhauer an. So blieb ich in Trautenau bis Juni 1946. Das tschechische Kultusministerium bot mir die Professur an der Kunstakademie in Prag an, ich lehnte abermals ab. Am 6. August 1946 landete ich in Otterleben, Bezirk Magdeburg.

Erst ein Jahr später fand ich eine Stelle als Bildhauer bei einer Firma in Salzelmen, aber leider keine Wohnung, und so war ich gezwungen, acht Monate lang nur mit einem Mantel zugedeckt, auf dem Arbeitstisch zu schlafen. Am 1. August verlor ich die Stelle und so fing ich wieder selbständig an, was hier sehr schwer war. Die großen Entbehrungen der letzten Jahre haben mich früher als es sonst der Fall gewesen wäre, um meine Arbeitskraft gebracht. Ich bin nur froh, daß ich meine Frau habe, sie ist bewunderungswürdig im Ertragen des Schicksals, und mit ihrem angeborenen Kunstsinne versteht sie es, mich immer wieder aufzurichten und mir die Schaffensfreude wachzuhalten."

Das ist also der Weg des akademischen Bildhauers Emil Schwantner aus dem Riesengebirge.



Zwischen Jaschken on Schniekoppe, nach Paul Keller

Ei der letzten Wolpernacht hottn unsre Berge Krach mitsomm. War hotte dan Krach ogefangt? — Natierlich kej anderer, als der Jaschken! Ar hotte die Schniekoppe ane olberne Gajke geheißten. „Wos“, schrie die Schniekoppe, „du Plotz, wos understiehste dich! Bin ich ne eure Königin?“ — „Nej, du bist eine ale Gajke!“ behorrte der Jaschken mit san hortten Koppe. „I, du niederträchtiger Lootscher, du Arepplbuchte, du Ziegenquork du, ich bin doch ane feine gebildete Dame!“ — „Jawohl, Sie sein eine feine gebildete Dame“, sohte der Seibthübel, der sich zu benahm wußte, weil har vu dan noblen Josefstoler Kurgästen Bildung en Ranzen und Kultur en Bauch gekriegt hotte. „Hal ok du die Frasse“, sohte dr Jaschken glei zum Seibthübel, „sunst verrot ichs erscht, doss Du ejne Liebschoft mit der Kienigshöhe host. Ich sah's schun längst, wie Ihr zweje immer zusomm pussiert. Und dr Weberberg sticht ou ne weit drvonne.“ — „Pfui, pfui, Jeschken!“ schrie dr fromme Dormst. Durch olle die Iserbarge ging a Stroum vu Zorne und Empörung und sie hieltten mitn Jaschken hortte Referande. Dr beleidigte Seibthübel rackte ofn Jaschken die Zunge raus und die Kienigshöhe schaaunte sich wie ane aale Jumper. Dr Dormst aber machte mitn Rücken ane gorsichtige Verbeugung of dan groben Karlen zu.

„Wos ös denn dos fr ein Skandal?“ drohte dos hohe Rad. 's wor seit dr letzten Regierungsteilnahme a grusses Tier geworden. „War lirtt denn dou su ejen und stiert die Nachtruhe?“ — „Ach, Herr Minister“, sohte die Schniekoppe, „sein wieder die kleinen Leute im Parterre, die so einen Spektakel machen.“ „Natürlich, der Pöbel!“ sohte dr Herr Minister. „Wo sind denn unsere Polizisten, die beiden Sturmhauben?“ Die Sturmhauben schliefen leider, 's huhe Rod griff ei seine tiefste Hosentosche, ei de grusse Schniegrube, zug en weißen Zeedl raus und machte sich amtliche

Notizen über die zwei Schlofmützen. Nu wors abßßl stille. Of ejmol plükte dr Kaiserstein bei Kohlstatt wie a Feuerkolb. Ar behauptete undr vill Gewinsel, dr Jaschken hätt mit n Fuße gehackd. „sis gor ne wuhr“, schrie der Jaschken, „dar ale Lopsch dr Kaiserstein is ok wieder amol bepietscht. En Vougl hott'r jo immer, meistens a ganzes Häßl.“ — „I i i ich bin gor ne besoffen“, druckte dr Kaiserstein, „ober Jeschken, Du, Du bist ofte benabelt!“ Olle Barge lachten, und der Jaschken kriegte ane gehärichd Wut. Ar rückte ollen miteinander ei ganz ordinären Ausdrücken vor, wie ofte an Juhre se benabelt gewast wären. S wor ejne lausige Litanei. Wenns wuhr ös, was dar Karle sohte, dou sein unsre Barge ejne ganz versoffne Klique und, was dos schinnste drbeine is, die hüchsten Spitzen sein bale immer an Nabel. Die klenn Knöpfe die bleiben viell klorer, ober moichmoul drwischt se's ou. „Sagor dr fromme Dornst“, sohte dr Jaschken noch, „dar hätte monchmoul en klenn Stöbrich.“ „Ober bei dan Monsbildern is es ne su schlimm, wenn die sich monchmoul su richtig einhüllen. Wenn sich ober an Weibsbild ei dr Woche su drei-, vier-, fünf-, sechs- und siebenmoul benabelt, dos is ane Offenshande, und a sottes Weibsbild is abn die Schniekoppe.“ Die Schniekoppe kreischte vor Wut. „Jaschken“, krächzt se, „Du bist a ganz gemejner, ordinärer, gewöhalicher Dingrich! Was verstiecht denn du, wie's ei huchen und hüchsten Kreisen zugieht. Dou ös su vill Wind und eisige Kälde, doss mr sich monchmoul eisadn muß. Du Offe! Hierschtes, Du worst ja schun immer a aler Stänkrich, dar keine Ruhe gob und sich übr olls und jed's die Kloppe zerrieff. Deswegen hout Dich jo unser Herrgott wie an radt biesen Jungen of de Eeßshank gesotzt!“ A schollendes Gelächter schollte vu ollen Barga zengströmm. Dou wor zuger die Toufflichte ufgewacht, die schon sehr wocklich und täpprich is und immer schläft, ob was lus is oder ne. „Wos hot s denn schun wieder?“ frohte se olbern. „Ach alte Dame“, meinte dr würdige Reifträger, „es ist doch heute die sündige Walpurgisnacht, da machen die Berge wieder Skandal und lästern und führen gemeine Redensarten.“ — „Eh, eh“, tröstelte de Toufflichte, „jo, jo, s wor immer asu!“ und wie se dos tuschelte und mit en verschloufenen Blicke noch ihrem Lieblingsuhne 'n Nustejne nunder liebäugelte, schlief se ou schun wieder ei. Jetzt zug ober dar Ziegenrücken lus. Dos is nämlich der Schniekoppe ihr Stiefbruder. Seit su vill Prager n of san Paekl römkrichn, redt er gerne huchdeutsch, s klingl abn ok a brinkl nooch dr Moldaubrücke. „Meine Herren“, soht a, „mir wärns me uns doch ne lassen von diese erbärmliche Jeschken produzieren? Jeschischmarja, werns me ihn einfach aus unsere deitsche Gebirgsverein rauschmeißn!“ — „Wie hejßt dos, Du olbernes Gestecke Du?“ schrie dr Jeschken, „wie redst denn Du! Plamier Dich ok ne, s heißt doch ne prozuzieren, es heißtju profitieren.“ — „Profitieren“, ächzte dos huhe Rod, „s ist entsetzlich, unter solchen Banausen zu leben!“ — „Ja, ja, Herr Minister“, seufzte die Schniekoppe, „das sage ich audi. Und Herr Minister wissen doch, ich bin eine gebildete Frau, ich verkehre mit Breslauern, Berlinern und Engländern und Amerikanern und ich bin sehr patriotisch: ein König und sogar der Kronprinz haben mich einmal bestiegen!“ — „Prohl dich ok ne“, prüllte dr Jeschken, „kriegst jo doch kenn Ordn drfür. Du und patriotisch? Idiotisch! Vorne biste preisich und hinten biste biemach und die Leute sohn, doss Deine Vorderseite immer noch schinner is als Deine Hinterfront.“ — „Gott, wie unanständig“, sohte dr Veildhenstein, dar de beim Huhn Rode immer en Vuzzimmer stiecht. „Hals Maul, Veildhensteja, Du bist jo a Jude“ schrie dr Jaschken. „Jetzt word ar gor noch antisemitisch“, klong's wie a

Seufzer vo dr Goldhöhe rüber und dr fromme Dornst nohm sich vur Entrüstung en Klosterbitter.

„Kienast, Kienast, Kienast!“ quietschte dr Kienast vur Frejde. Ar is dr rejnste Kuckuck, a plärrt immer sen eigenen Nom. Nu fielen die Iserbarge über Jeschl'n har: Die Vouglkoppe, s Taubenhaus, de schworzn Barge, dr Mistichbarg und halt olle. 's war a ganz ormselcher Busschräuber, meisten se, er und sei unehelicher Sohn, dr biehensche Franz, wärn die leibhoftigen Satane. Und orme Luder wärn se ou, ne amol Pilze und Hejdlbeeren hättn se. „Macht Euch ok ne gruß“, sohte dr Jeschl'n drzwischen „macht Euch ok ne modich mit Euern Isergebirgsbitter, vu dan mr ok de Kolik an Bauch kriegt.“ Über dan faulen Witz ging jetz erscht ein gehöriger Spektakl lu. Die Schniekoppe wischte sich mit an Wökl zwantschmoul hindranander de Noose und föchelte sich drnouch drmitte (dos heiß mit dr Wolke, ne mit dr Noose!). Dr Buchberg ei Klej-Iser drohte mit saner Keule, dr Spitzbarg kläffte wie ej Promenadenpintcher, dr Brumbarg schmieß vur Wut mit Lawinen rön, dos ei dr Gablinze a ganzer Haufen Glosstangl zerteperten, die Pfaarkuppe wieherte, dr Veilchenstejn jommerte, dr Ziegenrückn schimpfte of biensch, dr Dornst tronk immerfort Klosterbitter, dr Kienast quietschte wie tolle „Kienast, Kienast!“ Die Kienighöhe tot, als wenn se sich schamte, dr Seibthübel schwur, uf 'n Summer wird an Jaschl'n mit san eisen Turme zerschloun wie mit enner Fliegenplätsche. Dr schworze Barg sog aus wie a wütender Neger, s Taubenhaus schlug mit n Flügeln und olle Iserbarge klopperten vur Ufregung.

Dou of ejmol kom dr liebe Herrgott mit san himmelblauen Mantel aus sen schinn Paradiese eis Gebirge runder und sohte: „Pat, seid ok stille, seid ok hisch ortig, meine lieben Kinder“, soht a. „Ihr seid doch olle meine hübschen Madln und Jungn. Ihr müßt euch ok ne krakeelen, ich bin euch ja olln su herzlich gutt. Gieht ok hisch schloufen und wenn dr ward morne früh wieder ufstiehs, dou steck ich euch jeden an goldnen Kranz ei de Loudn. Gieht ok schloufn, Kinder, geht ok schloufen.“ Und dr liebe Gout zug an jedn ane weiche Wolkenmütze über de Uhren. Dou worn se gutt und stille, sonftmittig wie de Lämmer. Blus dar Knurrkopp, dr Jeschl'n, konnte sich ne su schnell zur Ruhe gahn. Wie 'n de Nachtmütze schun ühr de Uhren rutschte, brummt ar drunndr noch amoul leise vur sich: „Die Schniekoppe es doch ane olberne Gajke!“

Dr. h. c. Wenzel Jaksch, Präsident des Bundes der Vertriebenen 1958:

Die Geschichte fordert von den freien Völkern Europas mehr als Lippenbekenntnisse zur Einheit und Selbstbestimmung. Nur der Respekt vor dem Naturrecht des Schwächeren und das Beispiel der Mäßigung des Stärkeren können die Einheit bringen.

Scherben

Scherben sind immer ein trostloser Anblick. Sie sind der beredsame und doch so bitterstumme Ausdruck des Nie-wieder-ganz-Werdens. Selbst wenn man sie wieder, wie es zuweilen geschehen mag, zusammenflicken könnte, bleibt die Unvollkommenheit von früherem Ganzen. Scherben enden unweigerlich im Mülleimer. Es ist ganz gleich, woher sie stammen; ob sie einmal im rißlosen Gefüge etwas Schönes waren oder nur schlicht und einfach dem Alltag dienten. Scherben haben schon dem Buben Kummer bereitet, wenn er an ihnen nicht unbeteiligt war. Die Erwachsenen wissen das nicht so, wie groß die Angst eines Kindes vor Strafe sein kann. Sein Gefühl ist dem panischen Schrecken noch zu sehr ausgesetzt. Der Junge steht plötzlich vor etwas, das er nicht mehr ganz machen kann. Und verbergen läßt es sich nicht. Es muß eine große Erschütterung gewesen sein, wenn sie der alte Mann noch heute nicht vergessen hat, obwohl der Gewittersturm des Schicksals ihn nicht gerade verschont hat. Welch ein Weg über Scherben vom Kind zum Greis! Denn die großen Scherbenmacher des Krieges, mögen sie heißen wie sie wollen, hatten dafür gesorgt, daß wenig ganz geblieben ist. Geflicktes und Neues: wie wird die Welt sich noch präsentieren? Die Welt, das sind die Menschen, die Kleinen, die Großen, die Stillen und die Lauten, die Heißen und die Launen; die alte Erde ist sich gleich geblieben und der Himmel über uns auch.

Scherben sind so zwiegesichtig. Sagt man doch auch, daß sie Glück brächten. Man meint wohl, sie verjagten böse Geister wie der Scherbenlärm an einem Polterabend vor einer Hochzeit. Welch kleine, aber sehr schrille Geste, um das große Glück herinzuholen. Und wiederum: da ist der Spiegel, Gefährte kleiner und großer Eitelkeiten. Man muß achthaben auf ihn: wer es nicht tut, hat mit sieben Jahren Pech zu rechnen. Gewiß ein wenig viel, wenns wahr ist. Zum Mobiliar meiner Mansarde gehört auch ein Geschirrschrank. Er ist kein Prunkstück, aber er ist eben da und sehr nützlich. Doch von ihm will ich gar nicht erzählen.

Aber in dem besagten Geschirrschrank steht ein Teller; er hat einen Sprung und am Rand ist er abgestoßen. Eine ordentliche Hausmutter hätte ihn längst beiseite getan. Dieser Meinung ist auch meine Putzfrau; es gäbe ja wieder so schönes Porzellan, daß man sich kaum sattsehen könnte. Sie soll recht haben. Aber: dieser Teller war in meiner schlimmsten Lagerärmlichkeit ein großer Schatz. Er hat all die kärglichen Mahlzeiten der damaligen Not miterlebt. Er war ein stiller Genosse des Elends. Jetzt, wo so manches gut und besser geworden ist, jetzt, wo man wieder an einem Tisch und mit Ruhe essen kann, soll er mich stets daran erinnern, was war. Er ist sozusagen das Gewissen im Geschirrschrank, damit der Mensch nicht überheblich und undankbar werde. Er wird nicht weggetan. Im Gegenteil: er wird seinen Ehrenplatz behaupten.

Ernst Redlich

Drei Prüfungen

Einmal etwas freundlicher

Wer läßt sich schon gern prüfen? Wer nimmt Prüfungen mit Vergnügen auf sich? Die leichtesten Prüfungen hinterlassen bei jedem Prüfling trotz aller Festigkeit und Standhaftigkeit Splitter des Unbehagens, die erst nach Jahren ihre Schärfe mandmal ganz verlieren. Beim Rückblick in die Vergangenheit, in jene Zeit, da wir uns der Schönheit und des vollen Wertes unserer Heimat noch nicht ganz bewußt waren, erinnere ich mich besonders dreier Prüfungen, die für meine Verwendung im Schuldienst von einschneidender Bedeutung waren. Von jeder will ich den fröhlichen, wenn nicht gar humorvollen Anteil herausheben und in wahrheitsgetreuer Wiedergabe dem Papier anvertrauen.

Die Matura im Jahre 1926

In der ersten Maihälfte des Jahres 1926 mußte ich, so hatte ich es wenigstens gewünscht — mein Vater weniger — den schriftlichen Teil der Reifeprüfung an der Staats-Lehrerbildungsanstalt zu Trautenau ablegen. Weil ich in Mathematik stets gut bis sehr gut abgeschnitten hatte, so ging ich furchtlos in den Zeichensaal unserer „Bude“ und harrete der Dinge, die da kommen sollten. Die drei Aufgaben schienen mir sehr einfach, so daß ich mit einem sträflichen Leichtsinne an die Lösung heranging.

Das erste Beispiel, eine reziproke Gleichung ohne Text, war schnell gelöst. Die nachfolgende Textaufgabe, eine arithmetische Reihe, erschien mir ebenfalls ganz einfach, so daß sie nach kurzer Zeit ins Reine geschrieben wurde. Nun sollten wir bei der dritten Frage den Rauminhalt eines Rotationskörpers errechnen. Ein gleichschenkeliges Trapez drehte sich um die längere Parallele, das war mir zu leicht. Ich wollte unbedingt die schwerere Rotationsformel anwenden und ließ die gegebene Fläche um einen Schenkel rotieren. Obwohl dieser Vorgang viel mehr Zeit erforderte als die verlangte Angabe, so gab ich nach genau 100 Minuten mit stolzschnellter Brust die Arbeit ab. Ganze vier Stunden hätte ich daran arbeiten dürfen!

Vor der Tür des Prüfungsraumes dämmerte mir nach wenigen Minuten, daß ich nur die nackte Gleichung richtig gelöst und bei der arithmetischen Reihe ein falsches Anfangsglied gewählt hatte. Ein Zurück gab es nicht mehr; die Prüfung war von mir regelrecht verhaufen worden, was mir in den vorhergegangenen vier Jahren vorgekommen war.

Nach wenigen Tagen, als der normale Unterricht wieder fortgesetzt wurde, erschien Professor Rudolf Müller, der die Geschäfte des Direktors führte, wuschraubend in unserer Klasse und richtete an alle unseres Jahrganges den drohenden Satz: „Wenn jemand absichtlich seine mathematische schriftliche Prüfung verdorben hat, um Rechnen als mündliches Prüfungsfach zu bekommen, so kann das ins Auge gehen!“

Nicht nur ich, sondern auch alle meine Mitschüler wußten, wer der wirkliche Adressat sein sollte. Obgleich ich unserem empörten „Kurt!“ (Name des stellver-

tretenden Direktors) ein zerknirshtes Gesicht zeigte, stieg in mir die Hoffnung auf, daß ich mein unabsichtliches Vergehen in der mündlichen Matura auf alle Fälle mit Leichtigkeit ausgleichen könnte.

Nachdem vier Wochen des bangen Wartens verstrichen waren, wurden mir für die mündliche Prüfung die Gegenstände Deutsch und Mathematik zudiktiert. Eine bessere Konstellation hätte ich mir nicht wünschen können. Jubelnd fuhr ich nach Hause, um während der einwöchigen Maturaferien den Stoff für Deutsch zu wiederholen; in Mathematik rührte ich überhaupt nichts an.

Der große Tag der Bekanntgabe der Termine für die Mündliche nahte mit Spannung. Am Donnerstag, dem 17. Juni 1926, versammelten sich alle Leidensgenossen — 7 Kandidatinnen und 8 Kandidaten — um $\frac{1}{2}$ Uhr vor dem Zeichensaal im 2. Stock unserer Anstalt. Professor Adolf Huder, unser Klassenvorstand, erschien pünktlich eine Viertelstunde vor Prüfungsbeginn und las die Namen der „Delinquenten“ und die entsprechenden Termine vor. Mein Name wurde zuerst genannt. Die Umstehenden erklärten mir, ich sei weiß geworden wie eine Kreidewand, was ich heute noch nicht glauben will.

Zwei Mitschülerinnen, mein großer Freund und Nachbar Franz und ich betraten sogleich den Prüfungsraum mit den prüfenden Professoren. Um acht Uhr erschien der gefürchtete Vorsitzende, Landeschulinspektor Dr. Albin John; das Martyrium konnte beginnen. Mehr als anderthalb Stunden durfte ich nur Zeuge sein, wie den anderen das Wissen abgezapft wurde. Um 9 Uhr 40 mußte ich meine Kenntnisse in der deutschen Literatur und der Unterrichtssprache im allgemeinen preisgeben. Gleich darauf überreichte mir Professor Hans Nitsch drei mathematische Beispiele. Zwei große Tafeln wurden mir zugewiesen. Rasch löste ich die erste Aufgabe und schritt mit Sicherheit an die andere Tafel, wo ich die nächste Frage begann. Mit gleichem Tempo setzte ich an und ließ mich nicht durch das wiederholt zugeflüsterte warnende Sätzlein „Mach'n'S langsam!“ von dem wohlwollenden Professor aus dem Schwünge bringen.

Nun war ich schon in der Hälfte dieser Aufgabe. Jetzt mußte ich stoppen; denn Dr. John gebot mir mit unfreundlicher Stimme Halt. Er verlangte von mir zuerst die Erklärung des bereits vollständig gelösten Beispiels. Als ich die unvollständige Aufgabe fortsetzen wollte, durfte ich bloß den weiteren Gang nennen, und von der dritten Frage ließ sich der Allgewaltige nur den Weg zur Lösung angeben und gewährte mir nach einer Gesamtprüfungszeit von 30 Minuten huldvoll, den Saal zu verlassen.

Meine Auszeichnung war gerettet. Gleichzeitig erfuhr ich an meinem Prüfungserlebnis zum ersten Male, daß jede Sache im Leben zwei Seiten hat wie eine Medaille.

Die Lehrbefähigungsprüfung

Mein schönes Maturazeugnis verhalf mir zu keiner Lehrerstelle, es bewahrte mich nicht einmal vor einem Hohne des damaligen Bezirksschulinspektors zu Hohenelbe, der mir eine Wartezeit von fünf Jahren prophezeite.

Zu meiner Freude war die Voraussage nicht eingetroffen; denn fast genau nach der genannten Zeit konnte ich meine Lehrbefähigungsprüfung an der Lehrerbildungsanstalt in Prag ablegen. Die liebe, alte „Bude“ zu Trautenau hatten die Tscheden inzwischen aufgelöst.

In meinem dritten Dienstjahr befand ich mich an der dreiklassigen Volksschule in Harradsdorf. Von dort fuhr ich im November 1931 zur zweiten Dienstprüfung an die Moldau. Drei Tage wurden die jungen Schulmeisterlein geprüft, und zwar in sämtlichen Lehrgegenständen.

Mir war es nach meinem Dafürhalten sehr gut gegangen. Es stand mir nur noch Turnen und Gesang bevor. Alle Angst und Sorge war von mir gewichen, so daß mich bei der Musikprüfung ein gewisser Übermut beschlich. Der prüfende Professor suchte seinem Fache eine besondere Wichtigkeit zuzuschreiben. Ich wollte mich auch in diesem „Hauptfache“ nicht geschlagen geben, so daß sich folgendes Prüfungsgespräch entwickelte.

Professor: „Welche Stufe unterrichteten Sie zuletzt?“

Lehreranwärter: „Oberstufe, 5.—8. Schuljahr.“

Prof.: „Welches Lied haben Sie zuletzt mit Ihren Schülern gesungen?“

Lehr.: „Ich kenn' ein' hellen Edelstein.“

Prof.: „Warum haben Sie dieses schwere Lied singen lassen?“

Lehr.: „Ich brauchte es anläßlich des Staatsfeiertages.“ (28. Oktober)

Prof.: „Da hätte ich das Lied ‚Freiheit, die ich meine‘ gesungen.“

Er sollte mich nicht ins Bocksborn jagen, so daß sofort die Antwort fiel: „Das wurde im vorjährigen Turnus gesungen.“ Damit hatte ich den ersten schweren Angriff abgeschlagen. Nun mußte ich von meinem Liede die erste, zweite und dritte Stimme singen, was mir damals noch ohne Schwierigkeiten gelang. Als mir aber Professor Klemm, so hieß der Ehrenwerte, die Violine reichte, damit ich den „Hellen Edelstein“ auch spielen sollte, deckte er eine Schwäche auf, die unser guter Trautenzauer Professor Eduard Proksch bei mir übersehen hatte, weil ich zwar ein sehr gutes Instrument besessen hatte, aber nur im entgegengesetzten Verhältnis darauf zu spielen vermochte. Ich ließ mich nicht aus der Fassung bringen und bat, ob ich „Das treue, deutsche Herz“ nicht auf dem Harmonium spielen dürfte, was mir gestattet wurde. Sogar meine zweite Bitte erfüllte der Prüfer. Er gab mir die Noten dazu; denn ich erklärte, daß ich nichts auswendig spielen könnte. In die zweite Grube war ich also auch nicht ganz hineingestürzt.

Vielleicht hatte der prüfende Professor meine spitzbübischen Züge entlarvt und wollte mich doch noch zur Strecke bringen. Er begann wiederum mit seinem Frage-spiel.

Prof.: „Wie gestalten Sie Ihren Unterricht, wenn viele Ihrer Schüler Stimmbruch haben?“

Lehr.: „Ich betreibe Musiktheorie.“

Prof.: „Wie machen Sie das?“

Lehr.: „Ich lasse einfache Tonfolgen als musikalische Diktate auf Notenblättern aufzeichnen.“

Plötzlich reichte mir der Professor wieder die Violine und fügte bei: „Jetzt sind Sie der Lehrer und ich bin der Schüler.“

Sofort wußte ich auch aus dieser Lage einen Ausweg und erklärte, daß ich mit meiner Tonfolge auf der A-Saite beginne und ließ diesen Ton erklingen. Der „geprüfte Professor“ schrieb in das Notensystem an einer Tafel die entsprechende Note. Dann setzte ich den ersten Finger auf die A-Saite und ließ den folgenden Ton erklingen. Herr Klemm schrieb die Note „h“, worauf ich sagte: „Falsch!“

Nun setzte mein „Schüler“ ein „b“ davor, und wiederum sprach ich: „Falsch!“ Er sah mich verdutzt an und fragte mich: „Warum?“ Meine rasche Antwort: „Ich habe dazwischen gegriffen“, wurde mit dem letzten Satze des Professors quittiert: „Geben Sie!“

Die anderen Prüfungskandidaten verfolgten diesen Vorgang mit Lächeln, und der Beisitzer, der nachmalige Leiter der deutschen musikalischen Sendungen des Senders Melnik, Dr. L., verschwand vor Lachen immer weiter hinter einer Tafel und kam erst hervor, als ich den Raum verlassen wollte. Er erkundigte sich nach meinem Dienstorte, drückte mir sehr herzlich die Hand und wünschte mir alles Gute für die Zukunft.

Mein Verhalten könnte ich heute nicht jedem zur Nachahmung empfehlen; denn nicht überall trifft man Prüfungskommissare, die mit tierischem Ernst an die Arbeit gehen und von einem Beisitzer, der ein wahrer Könner ist, in die Schranken gewiesen werden.

Der erste Teil der Fachgruppenprüfung

Nach genau einem Jahre, im November 1932, hatte ich mich in Prag zur Bürgerschullehrerprüfung angemeldet. Im ersten Teil der I. Fachgruppe wurden die Gegenstände Erdkunde und Geschichte schriftlich und mündlich geprüft. Wenn vor einem Jahre die Prüfung in Gesang zur Komödie wurde, so gestaltete sich die mündliche Prüfung in Erdkunde zur Tragikomödie.

In Geschichte war ich keinesfalls aus der Fassung zu bringen, doch das Fach Geographie kostete allen meinen Nebensitzern das doppelte Prüfungsgeld. Daß ich über die Runden kam, schreibe ich dem Glücksfall zu, daß ich bei der Mündlichen am folgenden Tage in Geographie eine der gleichen Fragen bekam, die als schriftliches Thema zu behandeln gewesen waren. Die glatte Übereinstimmung meiner schriftlichen und mündlichen „Aussagen“ überzeugten die prüfende Professorin Schwarzkopf oder Schwarzhaupt von meinen Kenntnissen, so daß ich sehr schnell zum Historiker wandern durfte, der mir auch sofort drei vorbereitete Fragen auf einem Zettelchen zureichte.

Während ich meine Fragen durchlas und mir die Antworten zurechtlegte, trat von hinten eine junge Kollegin an mich heran. Sie hatte soeben ihre Frage für Erdkunde zugeteilt bekommen und schien damit nicht sehr glücklich zu sein. Ganz leise flüsterte sie mir ins Ohr: „Was wissen Sie von der physikalischen Beschaffenheit des Mondes?“ Ich drehte mich langsam um und wollte der Bedrängten wenigstens einen Satz beisteuern. Etwa drei oder vier Wörter dürften mir entschlüpfelt sein; da donnerte der Geschichtsprofessor von seinem Platze zu mir herüber: „Wenn Sie noch ein Wort sprechen, schließe ich Sie von der Prüfung aus!“

So wurde meiner Hilfsbereitschaft ein tyrannisches Ende gesetzt. Ich verstummte; denn vor einem Empfang bei Bezirksschulinspektor Professor Rudolf Föhst als durchgefallener Prüfungskandidat graute mir.

Wie wird sich nun der Historiker bei meinem Examen zeigen? Meine Frage aus römischer Geschichte lief glänzend ab, die Hohenstaufen brauchte ich nicht einmal aussterben zu lassen, und die dritte Frage wurde mir geschenkt. Daraus schloß ich, daß der Gestrenge mit mir zufrieden gewesen war.



Das schöne Rathaus in Rochlitz/Riesengebirge

Voll innerer Ruhe wollte ich meinen Rückzug ins Riesengebirge antreten, doch da gab es noch einen undarmanten Überfall. Indessen ich Altertum und Mittelalter durchpflügt hatte, mußte meine flehende Fragestellerin den Mond physikalisch behandeln, was ihr anscheinend gar nicht gelungen war. Sie hatte mit mir gleichzeitig das mündliche Pensum hinter sich gebradst. Höflich wollte ich mich bei ihr entschuldigen, daß ich wegen des ungalanten Geschichtsprofessors nicht mehr von dem „stillen“ Satelliten hatte verraten können. Wie eine Tarantel wandte sie sich herum und pfauchte mich mit erhobener Rechten an: „Sie Ekel!“ Ich zog es vor, aus der Reichweite der holden Amazone zu gelangen, sonst hätte ich wahrlich als Prüfungsabschluß einen Backenstreich empfangen.

Seither weiß ich genau, daß prüfende Frauen sehr gefährlich werden können, daß geprüfte Frauen aber noch mehr zu meiden sind. Wenn ich nun schon über dreißig Jahre verheiratet bin, selbst drei Töchter habe und eine Schwiegertochter dazu, so hat sich meine Ansicht dem holden Geschlechte gegenüber nicht geändert.

Allen aber, die irgendeine Prüfung abzulegen haben, gebe ich den guten Rat, den Weg zu jedem Examen mit einem Schuß Humor anzutreten und nach Möglichkeit prüfenden Frauen auszuweichen.

Ein Maturant des Jahres 1926

Umbruch

Wieder einmal stehen wir auf der luftigen Kanzel unseres Hausberges und sehen zu, wie der liebe Gott einen Sonnenstrahl zum Zeigestock nimmt und uns damit durch die Gemarkung führt. Wie ein freundlicher Gärtner ladet er uns ein, zu schauen, was unter seiner Obhut gewachsen ist. Wir folgen ihm abwärts über die hellen Rechtecke reifender Getreidefelder in das Dorf. Es liegt geborgen unter roten Dächern aller Schattierungen, die Zwischenräume ausgepolstert mit dem Laub der Obstbäume. Vom Kirchturm prahlt der Hahn mit seinem goldenen Gefieder. Wir sind oft hindurchgewandert, wohlvertraut sind uns die verwinkelten Gassen. Jedes Häuschen besitzt sein eigenes unverwechselbares Gesicht. Mandes ist so winzig, daß die Sonnenblumen bis über die Dachrinne hinauswachsen. Man kann sich sehr gut vorstellen, wie einst ein braver Mann Groschen um Groschen zusammengespart hat, bis das eigene Heim endlich stand. Ein kleines Gärtchen hängt sich daran. In vielen Farben quillt es durch die Stacheln. Bauernhöfe zeigen ihre schmucken Fachwerkgiebel. Mächtige Scheunen strecken sich unter buckligem First, Moospolster grünen auf den Dachziegeln. Und immer wieder begegnet man dem seltsamen Leuchten, das von dem warmen Weiß alter Mauern ausgeht. Bei jedem Schritt spürt man etwas vom Wesen der vergangenen Geschlechter, spürt etwas von der großen Ruhe, die in der Tiefe ihre Wurzeln hat. Das Dorf, in einer langen Reihe von Generationen gewachsen, ist längst eins geworden mit der Natur. Mit einem Blick überschaut man die festgefügte Ordnung. Aus den Feldern und Wiesen brechen die Wege hervor und münden in der Gemeinde. In ihr findet ein Stück Erde seinen Mittelpunkt. Das Land ernährt die Menschen und gibt ihnen zugleich ein Heimatgefühl. Über Jahrhunderte ist es so gewesen. Uns bleibt es vorbehalten den Umbruch zu erleben.

Wenn wir die Augen ein Weniges aufheben begegnen wir einem Fremdkörper. „Trabantenstadt“ nennt man so etwas. Exakt ausgerichtet sind die Reihenhäuser aufmarschiert. Man meint, das „Stillgestanden“ des Architekten noch zu hören. Bunte Würfel sind zu Wohnblöcken aufgetürmt. Wie das blitzt! Man hat nicht gespart mit Glas. Es ist eine Siedlung ohne Schornsteine. Der eigene Herd kocht elektrisch. „Die neue Zeit“ hören wir die jungen Leute neben uns sagen. Welch ein bequemes Wohnen. Fernheizung, Müllschlucker, Einbauküche, jede Menge Komfort. Breite, gute Straßen, Platz genug, um das neue Auto abzustellen. Was sollen wir antworten? Haben sie nicht recht? Frei und unbeschwert wächst heute die Jugend heran. Der Wohlstand gestattet ein flottes Leben. Immer weiter entfernt sie sich von dem schwerfälligen Bauertum der Ahnen. Was weiß sie von der Furcht vor dem Unwetter, das die Ernte bedroht? Was von den drei Kreuzen, die noch unser Vater in den Brotlaib ritzte, bevor er ihn anschnitt? Sie hat keine Lust, mit schmerzendem Rücken vom kargen Acker Steine zu lesen. Immer leichter und angenehmer gestaltet sich das Dasein. Wer merkt schon, daß es auch oberflächlicher wird. Schon ist die Wohnung für viele kein Zuhause mehr, sondern nur noch Schlafplatz. Man weiß kaum, wer zur Rechten und zur Linken logiert. Sonntags ist man unterwegs. Der Fortschritt hat sich Räder zugelegt. Er rollt und rollt. Und die Jugend ist begeistert. Sie wächst in ihre Zeit hinein, unbelastet von der Vergangenheit. Sie gibt nichts auf Tradition.

Wir Älteren haben es ungleich schwerer. Aus der beschaulichen, ländlichen Gemeinschaft herausgerissen, treiben wir hilflos im Strudel der Zeit, sehen Werte schwinden, lernen neue Begriffe kennen. Zwiespalt regt sich in unserer Brust. Einerseits lockt das Neue, Moderne, Bequeme. Wer mag noch Kühlschranks und Waschmaschine vermissen? Aber das Blut der Väter pulst noch in unseren Adern. Wir sehen die Ähren noch immer mit den Augen des Landmanns reifen. Und nachdenklich blicken wir hinab auf die ungleichen Nachbarn. Immer näher rücken die Kräne, die landhungrigen Bagger an das stille Dorf. Noch liegt es friedlich im Schoße des Landes. Bald wird es sterben müssen. Uns ist nach Abschied zumute und danach, ihm das alte, gute Gesicht zu streicheln. Oft haben wir uns daran ausgeruht von der Unrast unserer Tage. Die neuen Dinge sind kühl und glatt. Man braucht sie. Aber man liebt sie nicht. Indessen ist da noch manches, das durch die Hände unserer Ahnen ging. Ihm gehört unsere Achtung und Liebe.

Gustl Thom

Da droben

Als er die Almhütte sah, beschloß er, sie zu erwerben. Sie erhob sich neben einem bewaldeten Hügel, der sie gegen Steinschlag schützte. Die Hütte war morsch und halb zerfallen. Dennoch erwarb er sie, samt dem dazugehörigen Holzrecht. Er fällte Bäume, mauerte, malte, zimmerte, und schließlich zog er droben ein.

Die Dörfel im Tal, bei denen er bisher eine möblierte Stube bewohnt hatte, glaubten, er sei meschugge. Wie konnte er nur das Quartier wechseln und hinaufziehen in die öde Hütte! Nein, das begriffen sie nicht. War er doch alt, und ältere Menschen brauchen Hilfe. Nun ja, aus den Flüchtlingen wird selten jemand schlau, selbst wenn sie Witwer sind und schon betagt.

Droben erst atmete er auf. Die Wände der möblierten Stube hatten ihn bedrückt und den Atem beengt, trotz ihrer freundlichen Tapete. Jetzt, dem grauen Fels benachbart, fühlte er sich wohl. Im Herd seiner Almhütte prasselten Fichtenscheite. Blauer Rauch wölkte kräuselnd empor und zerflatterte in der klaren Gebirgsluft. Vom Wald her tschilpten Vögel. Auf der Wiese trocknete frisch gespaltenes Holz. Der nähere Umkreis duftete nach Harz und Gräsern. Zwischen dem Gräserflausch blühten farbenfrohe Blumen. Aus einer holzgefaßten Quelle nahebei schöpfte er Trink- und Waschwasser. Außer ihm bewohnten Muse und eine Ziege die Hütte. Er war nicht nur zufrieden, sondern glücklich, wie früher, als er drüben im Riesengebirge einen Hof besaß. Er hatte wieder ein eigenes Heim, hatte Speise und Trank und die Bergwelt, die er so liebte. Er durfte wieder nach Herzenslust schaffen, und der Schlaf nachts erquickte ihn wie ein Bad im Gebirgsbach.

Jeden anbrechenden Tag begrüßte er wie ein Geschenk. Denn es war schön da droben, heimatlich vertraut. Oft am Tage trat er nach draußen, kräftig atmend, frei, verjüngt. Mit bloßem Auge erkannte er die entfernt gelegenen Almen, worauf Ziegenherden weideten, und die grün begrenzten Almhütten, die Spielzeughäuschen ähnelten. Forellenreiche Wildbäche, silbernen Adern gleich, durchflossen die laubverhangenen Gründe oder sie stürzten durch Klammern und Klüfte rauschend ins Waldesdunkel hinab. Im Kranz hoher Fichten lockte ein See, dessen Wasserspiegel

bläulich blinkte. Talwärts bemerkte er die Wallfahrtskirche mit ihrem hell gerüch-
ten Glockenturm, die von Linden besäumte Chaussee, die einer grünen, doppelt
gereihten Perlenkette glich, ferner die winzig wirkenden Bauernhöfe und die
Ackerflächen, deren Grenzhecken nun aus der Vogelschau zu schmalen Bürsten
schrumpften. Hochblickend betrachtete er das breit lagernde, graue Gebirge, die
sprühenden Schneeflanken, die nackten, zerschrundeten Felsenhänge und verweilte
bei den schroff geprägten Gipfeln, die das wolkenfreie, azurene Blau des Himmels
zerstückelten. Er glaubte, eine Orgel erbrause und lauschte und schaute.

Was ihn umgab, erfüllte er — er zerdachte es nicht wie so viele Menschen
drunten im flachen, lärmenden Lande. Alles da droben erfreute ihn. War er wun-
derlich, weil ihn Berge und Wälder, Tiere und Almen erfreuten? Er war benei-
denswert. Die Gräser flüsterten, die Vögel sangen, die Bäume raunten, die Quelle
sprudelte.

Alles, was in der Bergwelt wirkte, hatte seine Sprache, sprach zu seiner Seele,
schenkte ihm, dem Heimatvertriebenen, Kraft.

Drunten im Tal fröstelte ihn, wenn es Abend wurde. Auch da droben fühlte er
den Wind, der aus den grau verdämmernden Tiefen rauh heraufwehte. Dennoch
bebte er nicht. Er wanderte durch den schweigenden Hochwald empor, um dem
Sternenhimmel recht nahe zu sein.

Karl-Heinz Jansen



Seltene Naturerscheinungen

Die „Bildzeitung“ schreibt in ihrer Ausgabe vom 21. August 1965 einen alarmierenden Bericht! „Unsere Erde ist in Gefahr“, Ein Astronom aus den USA, Gerald Hawkins, hat errechnet, daß die Möglichkeit besteht, daß unsere Erde am 15. Juni 1968 mit dem eineinhalb Kilometer dicken Himmelskörper „Ikarus“ zusammenstößt. Dieser stammt aus der Planetenfamilie Asteroiden und würde beim Aufschlag auf die Erde ein Loch von der doppelten Fläche der Stadt Hamburg reißen! Hawkins schließt seinen Bericht mit der tief sinnigen Betrachtung: „Es gibt außer einem Atomkrieg noch andere Dinge, worüber wir uns Gedanken machen sollten!“

Aber noch ist kein Anlaß zu einer Angstpsychose, denn alles ist schon dagewesen! Im nachstehenden Aufsatz, den ich aus meinem Gedenkbuch und aus „Großvater erzählt“ entnommen habe, ist etwas ähnliches geschildert.

Es war Anfang der siebziger Jahre vorigen Jahrhunderts. In der Stube saßen um den großen Tisch der Vater mit seinen drei Söhnen und hatten sich je in ein Heft „Gartenlaube“, „Vom Fels zum Meer“, „Buch für alle“ und „Feierabend“ vertieft. Da kam schreckensbleich die Mutter hereingestürzt. „Kommt nur schnell raus — die Welt geht unter.“ Alle sprangen hinaus und schauten zum Himmel empor. Dort bot sich ihnen ein wunderbares Schauspiel — ein Sternschnuppenfall! Es war als ob alle Sterne dort oben selbständig geworden wären, aber tausende Sterne flogen in allen Richtungen und zogen weiße Streifen hinter sich. Dieses eigenartige Schauspiel dauerte ungefähr zwei Stunden, von 8 bis 10 Uhr abends, und hörte dann langsam auf. In der nächsten Nummer „Vom Fels zum Meer“ kam der Erklärung — die Erde war durch einen Kometenschweif gegangen.

Von einer eigenartigen Naturerscheinung erzählte unser Vater. Er diente in den Jahren 1882—1883 bei der Festungsartillerie in Josefstadt und 1883—1885 in Herzegowina. Eines Nachts war er noch in Josefstadt, kamen Kameraden, die „über die Zeit“ hatten, aufgeregt nach Hause! Was mag das nur sein, es ist doch schon nach Mitternacht und der Himmel ist blutrot! „Ich ging hinaus auf den Hof“, so erzählte Vater, und tatsächlich, der halbe Himmel gegen Nordosten hatte ein helles Abendrot. „Ich dachte zuerst an ein Nordlicht, ich hatte schon ein solches gesehen, das änderte sich damals ständig, dieses aber blieb ruhig! Ich ging wieder auf meine Bude, aber einige tschechische Kameraden hatten es auch gesehen und orakelten abergläubisch: „Holí to bude valka“ (Junge, das wird Krieg).“ Nächsten Tag fragte uns unser Feldwebel, ob wir auch das Nordlicht gesehen hätten. Das hörte auch unser Leutnant Dohrowolsky. „Nein, das war kein Nordlicht. In der Südsee ist eine furchtbare Katastrophe passiert, dort ist auch auf einer Insel — Krakatau heißt sie —, ein Vulkan ausgebrochen; der ganze Berg spaltete sich, das Meerwasser stürzte hinein und es gab eine ungeheure Explosion. Der halbe Berg wurde zu Staub zermalmt und in die höchsten Regionen hinaufgeschleudert, dort wird er noch um Mitternacht von der Sonne beleuchtet.“

Und noch etwas erzählte Vater: „Ich hatte Wache beim Josefstädter Pulvermagazin, ein äußerst langweiliges Geschäft. Auf der Erde war es stockfinster, also richtete ich meine Blicke hinauf zu den ewigen Sternen. Ich konnte mich dort oben

ein wenig aus, und kannte manche Sternbilder. Aber heute fiel mir etwas auf, im Sternbild der „Cassiopeja“, wo fünf helle Sterne ein lateinisches W bilden, hatte es einen sechsten höheren Stern! Ein Planet konnte es nicht gut sein, der Tierkreis geht doch viel südlicher, und ich werde ihn in nächster Zeit nicht aus dem Auge lassen. Am nächsten Tag suchte ich ihn wieder auf, und siehe da, er war ein Stück weitergewandert und bedeutend heller. Also doch ein Planet. Am nächsten Tag war der Himmel bewölkt, aber am übernächsten, ich erschrak fast, ein deutlich erkennbares Scheibchen und heller wie die Venus. Ich konnte den nächsten Abend nicht erwarten, doch ich suchte den neuen Stern vergeblich. Er war wohl schon unter dem Horizont. Ich schrieb dann meinem Vater meine Beobachtung nach Hause und bekam einige Tage später Antwort. Auch er habe den Stern gesehen und in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ kam die Aufklärung. Es war der kleinste Planet Eros gewesen, der in verdammt gefährlicher Nähe der Erde deren Bahn gekreuzt hat. Ich habe dann später in meinem Buch „Der Sternenhimmel und seine Erkenntnis“ nachgelesen. Eros ist ein veränderlicher Planet aus der Familie der Planetoiden, von unregelmäßiger Gestalt, er ändert seine Lichtintensität in neun Stunden und hat etwa 85 Kilometer Durchmesser. Aber beim Zusammenreffen mit der Erde hätte es doch einen tüchtigen Bums gegeben.“

Es war schon viele Jahre später, als Vater noch ein himmlisches Erlebnis hatte. Es war im September, als er spät abends noch einmal nachschauen ging, ob sich nicht unliebsame Liebhaber für unsere Apfel interessierten. Mit einem tüchtigen Knüppel bewaffnet, machte er einen Rundgang durch den Obstgarten, als es plötzlich hell um ihn wurde. Er sah zum Himmel empor, ein glänzender Meteor kam majestätisch von Nordwesten her angeschwebt und war schon über den Scheitelpunkt hinweg, da platzte er und zwei glühende Stücke flogen in südöstlicher Richtung zur Erde. Vater war nun neugierig, ob man wohl eine Detonation hören würde, und tatsächlich war sie nach einigen Sekunden zu hören, aber kein Knall; ein Geräusch, als ob zusammengeklebte Dachpappe auseinandergerissen würde. Und etwas ganz seltsames habe ich selbst erlebt. Einen Blitz aus heiterem Himmel. Es war im Oktober ein schöner, warmer Tag. Ich hatte das letzte Futter bei der Arbeiterwohnung gemäht, meinen Rock ausgezogen, und ihn natürlich vergessen. Als dann abends das Tagewerk beendet war, ging ich meinen Rock holen. Es war nach 9 Uhr abends und eine schwüle Nacht. Ich setzte mich auf den Wegrand und schaute hinauf zu den Sternen. Da fiel mir im Osten am Himmel ein heller verwaschener Fleck auf, auch im Süden bildete sich einer und plötzlich zuckte ein Blitz von Osten nach Süden. Er hatte nicht die Helle eines Gewitterblitzes, sondern war fahl, machte auch keine Lichtwirkung auf die Erde. Ohne Donner, alles blieb gespensterhaft stehen. In welcher Höhe diese Erscheinung war, konnte ich nicht abschätzen, die Länge des Blitzes etwa ein Kilometer, die Dauer eine Sekunde. Ein Meteor war es nicht, diese haben eine gerade Bahn, dieser Blitz hatte jedoch die charakteristische, bizarre, gebrochene Schlangenlinie. Etwas ähnliches erlebte auch unser Vater, als er noch am elterlichen Hofe war. Es war zur Heuernte und es wurde die große Wiese am Bach gedörrt. Sein Bruder Hannes und ein Schuljunge, der sich mit einem Hummelnest beschäftigte, machten den Vater aufmerksam. Sieh ock Vota, asu viel Molkndiew! Jeder Schmetterling war früher ein Molkendieb, wohl eine Abwandlung von tschchischen Moty!! Zu Tausenden

kamen Kohlweillinge über den Wald heruntergeschwebt, flogen in Manneshöhe über das Tal und wieder über den Kalnaer Berg hinauf. Was diese zarten Tierchen zu dieser großen Reise getrieben hat, ist ein Rätsel der Natur. Sie kamen über das Riesengebirge und noch weiter im Tschechischen, bei Jaromirsch — Josefstadt hat man sie bemerkt.

Unzählig sind die Rätsel der Natur. Hier muß man einstimmen in das Dichterwort in Goethes *Faust*: Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist. Glückselig wenn sie nur die äußere Schale weißt! Und geheimnisvoll am lichten Tag läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben, was sie dir gutwillig nicht geben mag, das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.

Fr. Müller-Hattorf

Das Prüfungsthema

*(Eine Erinnerung an das 60jährige Jubiläum des Bruderkrieges
zwischen den Preußen und Österreichern im Jahre 1866)
von Ernst Kröhn-Gießdorf*

Die Ablegung der Reifeprüfung in der tschedoslowakischen Staatssprache (Tschedisch) neben der Maturitätsprüfung stand den Schülern des Hohenelber Staatseereformrealgymnasiums frei und es war daher kein Wunder, wenn nur wenige Absolventen sich hierzu entschlossen. Vor 40 Jahren, am 17. Juni 1926, war auch ich dabei, gleich bei den ersten Prüflingen. Ich mußte eine bestimmte Seite unseres ziemlich umfangreichen Tschedischlehrbuches, das für die oberen Klassen galt, aufschlagen und daraus vorlesen. Es handelte sich um die Schilderung der Schlacht bei Trautenau-Soor im Jahre 1866 der tschedischen Schriftstellerin Božena Němcová (von der in der März-Bildbeilage dieses Jahres der „Riesengebirgsheimat“ ein Bild ihres Denkmals am Gilschwitzer Berg in Troppau gebracht wurde). Als ich eine Buchseite recht fließend gelesen hatte, unterbrach mich der Prüfungsvorsitzende aus Prag und stellte es mir frei, entweder das Gelesene ins Deutsche zu übersetzen, oder sogleich, wenn ich dies instande wäre, den Inhalt mit eigenen Worten in tschedischer Sprache wiederzugeben. Ich entschloß mich zu Letzterem, ich fand dieses Prüfungsthema schon deshalb interessant, weil auch die „Reichenberger Zeitung“ in jenen Jubiläumstagen wiederholt Schilderungen der Kampfergebnisse von 1866 brachte. Mit meiner guten Wiedergabe des Lesestoffes setzte ich das dreiköpfige Prüfungskollegium, bestehend aus unserem Tschedisch-Professor Adolf Sanka, Direktor Adolf Müller und dem Vertreter des Unterrichtsministeriums in Prag, nicht wenig in Verwunderung, zumal ich auch noch die Angaben über das Leben und die Werke der Dichterin lückenlos beherrschte. Die Biographie der Verfasserin hatte ich, nebst jener einiger anderer tschedischer Autoren, vorsorglich einfach auswendig gelernt und auch die zusätzlichen Fragen aus der tschedischen Grammatik konnte ich richtig beantworten. Mit dieser mündlichen Prüfung — die schriftliche hatte am 27. Mai stattgefunden —, war dieses Examen von mir zufriedenstellend bestanden. — In den zurückliegenden 40 Jahren habe ich immer wieder erfahren, wie wichtig, ja lebensnotwendig für mich diese denkwürdige freiwillige Prüfung war.

Vor 20 Jahren:

Ein Erlebnis, das mir unvergeßlich bleibt

Von Ernst Kröhn-Gießdorf

Es war im Herbst 1945. Ich benötigte Taufscheine meiner beiden Kinder und ging zu passender Zeit in die Dchantei und brachte mein Anliegen dem gerade anwesenden Dchant Borth vor. Da er noch etwas zu erledigen hatte, mußte ich indessen Platz nehmen, machte es mir auf dem alten Sofa, das zum Kanzleiinventar gehörte, bequem, und begann eine katholische Zeitung zu lesen, die da lag.

Kaum hatte ich einige Zeilen überflogen, als Dchant Borth wieder zurückkam und mit ihm zugleich zwei neue tschechische Gendarmen eintraten. Ordnungshalber hob ich etwas die Zeitung und bot ihnen tschechisch einen „Guten Tag“, welften Gruß sie erwiderten, worauf ich weiterblättere und so tat, als ließe ich mich in meiner Lektüre nicht stören. Während der eine von ihnen eine Liste seiner Aktentasche entnahm, erklärte der andere unserem Herrn Dchant, er wolle verschiedene Personalangaben überprüfen von in Hoheneibe Geborenen. Wie groß war jedoch mein Erstaunen, als er als ersten den Namen meiner Schwester nannte und auch deren Geburtsdatum. Sie war Nachrichtenhelferin und wir wußten nichts über ihren letzten Einsatz bzw. Aufenthalt. Dchant Borth suchte aus den Geburtenbüchern den betreffenden Jahrgang und als er die Eintragung der Taufe jener Schwester von mir gefunden hatte, bestätigte er den beiden Gendarmen, daß Namen und Geburtsdatum auf ihrer Liste richtig seien. Nun las der eine von beiden weiter, nannte die Namen und Beruf der Eltern, worüber ich sprachlos war, weil diese Angaben zutrafen. Herr Dchant Borth bestätigte deren Richtigkeit und dann wurden zwei oder drei weitere Namensangaben noch überprüft und der Staatsakt wanderte wieder in die Aktentasche zurück. Während der eine von ihnen über die Aktentasche gebückt war und der andere sich nach seiner abgelegten Dienstmütze umwendete, hatte ich einen günstigen Augenblick, um unserem Herrn Dchant noch einen Wink zu geben. Da er gerade zu mir herübersah, so hob ich ihn gleichzeitig fragend anblickend beide Schultern mit gleichzeitig entsprechender Kopfbewegung. Über sein Gesicht glitt ein merkliches Lächeln und da der eine der Gendarmen, der das Verzeichnis hatte, die Namen bzw. Personalangaben so gut deutsch aussprach, fragte ihn Dchant Borth, was es denn mit diesen eben genannten Personen für eine Bewandnis habe. „Nun, das kann ich Ihnen ruhig sagen, es sind Angehörige der deutschen Wehrmacht, die in englische Kriegsgefangenschaft geraten sind und nun in die Tschechoslowakische Republik zurückkehren sollen.“

Ich tat dabei, als wäre ich in die Zeitung vertieft und wäre an nichts interessiert, was um mich vorging.

Mit einem Dank an unseren Herrn Dchant und Kompliment verabschiedeten sich sodann beide, die es sehr eilig zu haben schienen. Herr Dchant Borth aber versicherte mir: „Das hat der Herrgott so gewollt, daß Sie ausgerechnet dabei waren! Sie wissen jetzt, daß diese Schwester lebt und zurückkommt.“

Froh über diesen glücklichen Zufall verließ ich alsdann mit den beiden gewünschten Taufscheinen unseren lieben Herrn Dchant, ihm gleichzeitig dankend.

Das verhinderte Hexenfeuer

Schon im vorigen Jahrhundert, verursacht durch die mächtig einsetzende Industrie, waren viele alte Volksbräuche nach und nach aus der Übung gekommen. Dazu gehörte auch der Brauch, am Walpurgistag abends, dem „Wolpo-Owod“, den Unheil bringenden Hexen ein Feuer zu entzünden. Reste dieses uralten Hexenglaubens haben sich aber in einzelnen, abgelegenen Gegenden unserer Riesengebirgsheimat bis in die erste Hälfte unseres Jahrhunderts erhalten. So ist uns noch das Aufstellen von Birkenzweigen, geschmückt mit bunten Papierbändern, auf Düngerhaufen in der Nähe des Kuhstalles bekannt, womit die Hexen oder Unholden vom Vieh abgehalten werden sollten, damit sie nicht deren Nutzen für den Menschen schmälern oder gar zunichte machen. Vor dem ersten Weltkriege war auch das „Hexenausschießen“ mit Mörsern und anderen Schußwaffen hier und da noch üblich.

Heimatfreund Rudolf Hawel aus Kladrn berichtet uns über ein vereiteltes Hexenfeuer aus der Zeit nach dem ersten Weltkriege, dessen Ausführungen wir hier gerne Raum geben:

„Wie sich wohl noch manche erinnern werden, pflegte die Schuljugend von Kladrn den alten Brauch des Hexenfeuers am 30. April, von uns ‚Hexafeier‘ genannt. Aber auch die benachbarten Tscheden wetteiferten mit uns, wer wohl das größte Feuer zuwebringen wird. In diesem Punkte gab es noch Gemeinsames unter den beiden sonst feindlichen Lagern. Zu diesem Zwecke war von uns der Polzaborg (Polzenberg) ausersehen, der mit seinem Gipfel weithin sichtbar war. Einige Wochen später fand dort die Soonwendfeier statt. Als es wieder einmal so weit war, zogen wir Jungen mit Säge und Beil in den naheliegenden Wald, um das nötige Reisig und den Mastbaum, der nicht fehlen durfte, zu holen. Da das Abbrennen des Holzstoßes immer eine große Freude und viel Spaß bedeutete, und jeder daran teilhaben wollte, zogen wir so 15 bis 20 Jungen aus in den Wald. Schon Tage zuvor hatten wir im Dorfe die abgekehrten Stallbesen gesammelt, die dann beim Feuer entzündet und in die Luft geschleudert werden sollten. Der Mastbaum war gefällt und als wir ihn aus dem Walde eben herausschleppten, da erwachte uns der Heger bei dieser beschwerlichen Arbeit. Wir stoben nach allen Richtungen auseinander, sammelten uns aber nach einer Weile wieder, als wir sicher zu sein glaubten, daß die Luft wieder rein sei. Wir hatten Aufpasser aufgestellt und versuchten, unser Werk fortzusetzen. Da ging das Donnerwetter von neuem los, der Heger stand wieder vor uns und konnte natürlich jeden einzelnen. Da der Wald, er hieß Christfinster, durch die Bodenreform verstaatlicht worden war und zum Stifte Kukus gehörte, wollte der Heger, der sonst immer ein guter Deutscher gewesen war, bei seinen neuen tschechischen Vorgesetzten nicht in schlechtem Lichte stehen. Das haben wir damals freilich noch nicht verstanden. Eines Tages kreuzte während des Unterrichts in der Schule zu Koken ein tschechischer Gendarm auf. Wir Jungen ahnten nichts Gutes, bis unser Lehrer alle aufrief, die damals beim Herausschleppen des Mastbaumes dabei waren. Wir mußten uns im Lehrmittelkabinett aufstellen, der Gendarm hielt in holprigem Deutsch uns eine Strafpredigt. Wir kamen uns wie die größten Verbrecher vor. Und um uns noch

mehr Schrecken einzujagen, pflanzte er noch das Bajonett aufs Gewehr auf. Als Strafe mußten wir einige Tage später jeder 1 Krone 20 Heller in der Schule abführen. Der übereifrige Heger mußte sich von unseren Eltern manchen Spott und Hänseleien gefallen lassen. Wenn auch im selben Jahr unser ‚Hexafeier‘ ausbleiben mußte, so ließen wir den Mut nicht sinken und machten in Zukunft, jede Gemeinde für sich, an einem anderen Orte unser Feuer. Wir Kladener bezogen unser Brennmaterial fortan aus dem Gemeindewalde und brannten es in einer Ecke des Turnplatzes ab. Gemeinde und Schule drückten dabei ein Auge zu. Wir, und die nach uns kamen, konnten so diesen uralten Brauch üben und wären wir noch daheim, so würden wir noch heute am Vorabend des 1. Mai die weithin sichtbaren Freudenfeuer, die Hexafeier, anzünden.

Wenn auch heute von denen, die die Krone und 20 Heller bezahlen mußten, nur noch wenige leben, die meisten ruhen irgendwo im weiten Rußland, so werden die Ubriggebliebenen noch gerne sich der damals verhinderten Feier erinnern. Und wenn uns auch damals der Rambauske-Heger die Freude nahm, so waren wir ihm deshalb nicht böse und wir kamen durch ihn während der allgemeinen Arbeitslosigkeit noch zu einer gewissen Entschädigung, wenn wir unter seiner Aufsicht im Frühjahr beim ‚Bämlansetza‘ ein paar Kronen verdienten, ihm recht dankbar waren und in den Vesperpausen die alten Erinnerungen gegenwärtig werden ließen und darüber herzlich lachten.*

Rudolf Hawel

8019 Niclasreuth 21/a, Post Assling/Obb.

Bundeskanzler Julius Raab

am 16. Mai 1959 anlässlich des Sudetendeutschen Tages in Wien

Es gibt wohl nichts Traurigeres, als ganze Völkergruppen nur wegen der Tatsache, daß sie eine andere Sprache sprechen oder einer anderen Herkunft sind, aus der Heimat zu vertreiben, und es kann eine derartige Handlungsweise auch als Vergeltungsmaßnahme keine Rechtfertigung finden.

Die Menschen von heute sollen sich bemühen, edler und gerechter zu werden, der Grundsatz der Vergeltung „Aug um Aug — Zahn um Zahn!“ sollte im zwanzigsten Jahrhundert doch schon überwunden sein.



*Die Schneehoppenhäuser in
ihres schönsten Winter-
pracht.*

*Der Winter zeigt hier ein-
malige Wundergebilde.*

*Dieses Bildmotiv ist entnom-
men dem Heimatbuch
„Aus Rübezahls Winterreich
In dem Schneegebirge“.*

Unser neues Bildwerk aus dem winterlichen Riesengebirge ist vor Ostern 1964 erschienen. Es enthält die einmaligen Schönheiten der Winterzeit in unserer alten Heimat, in Rübezahls Märchenwelt, unter dem Namen

»In dem Schneegebirge«

Es ist das erste Buch in dieser Gestaltung aus „Rübezahls Winterreich“.

Das Gesamtwerk ist 216 Seiten stark, enthält einen Einleitungsbeitrag von Franz Schöbel, Kottwitz und 328 der schönsten Winterbildmotive aus der alten Heimat. Dieses Heimatbuch sollte in jeder Riesengebirgsfamilie daheim sein, es ist das schönste Geschenkstück der Eltern an ihre heranwachsende Jugend.

Das Buch wird zum volkstümlichen Preis einschließlich bester Verpackung und Versandspreisen

von DM 15,40

an Besteller versandt. Über den deutschen Buchhandel stellt sich das Buch auf DM 18,90.

*Bestellungen erledigt sofort Riesengebirgsverlag Renner,
896 Kempten/Allg. 2 Postfach 2246*

Die Hausschlüssel

Heimatliche Begebenheiten vor dem Ersten Weltkrieg

In der Zeit von dem Ersten Weltkriege, als der Autoverkehr noch ein ganz unbedeutender war und die Besitzer derartiger, heute zur Selbstverständlichkeit gewordener Verkehrsmittel in unserer Heimat meistens nur zu den wohlhabenden „Flachbaronen“ gehörten, waren allerdings die „Zechbrüder“ der Sorge enthoben, bei ihrem Heimweg sich einer eventuellen „Blutprobe“ unterziehen zu müssen.

Die beiden Junggesellen, nennen wir sie Müller und Schneider, waren schon von ihrer Studienzeit her dicke Freunde, welche nur zu oft in einem Trautenaauer Stammlokal wacker zechten. Sie wohnten, wenn auch getrennt als „Zimmerherren“, am Trautenaauer Ringplatz in der Nähe ihres Stammlokales. Sie stellten eines Tages fest, daß sie die „Dämmerschoppen“ zu korpulent machten und beschloßen, daher ihr „Quartier“ etwas außerhalb der Stadt zu verlegen, um mehr Bewegung zu machen. So zogen sie denn in die Vororte nach West und Ost auseinander, trafen sich aber jeden Abend pünktlich in ihrer Kneipe. Dort sprachen sie dem ausgezeichneten Stoff nun mit gutem Gewissen um so gründlicher zu, als sie sich ja sagen durften, die Bewegung, zu der sie ihr heroischer Entschluß zwang, würde das etwa Zuviel schon wieder ausgleichen. So war es eines Abends spät geworden. „Mitternacht“, murrten beide in einer mörderisch kalten Jännernacht, „jetzt heißt's aber ausgreifen und der Weg ist nun diesmal so weit!“ Der eine lief schon fast eine halbe Stunde, der Nachtfrost hatte ihm Bart und Augenbrauen dicht angefroren, seine Finger waren steif geworden, so daß es ihm große Mühe machte, den Hausschlüssel aus der Tasche herauszukriegen. Endlich hatte er ihn... Aber was war denn das?! Der Schlüssel sperrte ja nicht und tat so fremd gegen das Schloß, als ob er es nie gesehen hätte. Nicht mit Güte und nicht mit Gewalt ließ er sich bewegen, seiner Pflicht und Schuldigkeit nachzukommen. Plötzlich besah sich der Schlüsselinhaber sein „Instrument“ genauer. „Wahrhaftig, das ist ja Müllers Schlüssel...! Das ist ja überhaupt auch Müllers Mantel!“ schrie er, sich mit einem recht wütenden Blick betrachtend. „Der Teufel hole diese verflixte gleiche Statur!“ Es blieb ihm nichts anderes übrig, trotz Nacht und Frost wieder zur Kneipe umzukehren. Dort unten im Tor stand schon sein Kollege, ganz zerknirscht, vor Kälte zähneklappernd, „mir ist ein rechtes Malheur passiert — die Hausschlüssel...“ „Ach was!“ schimpfte Schneider. „Da hast du den deinen! Mit dem meinen her...! So, danke! Und nun rein in die gute Stube — ich bin kalt wie ein Nordpolfahrer!“ Mit kolossalem Jubel wurden die beiden Freunde und ihr Abenteuer von den letzten Treuen des Stammtisches, die noch tapfer beisammensaßen, aufgenommen und die tragik-komische Geschichte entwickelte einen Humor, dieser einen Durst und dieser einen Feudtigkeitverbrauch, daß Stunden vergingen, bis man endlich in „corpore“ aufbrach. „Halt!“ rief Schneider seinem Freunde zu, als dieser nach dem Mantel greifen wollte, mit dem er gekommen war. „Wir hatten ja auch die Mäntel vertauscht — da ist deiner!“ — „Ach so, Pardon!“ murmelte Müller. „So'n Konfessionsrat wie heute war ich noch nie!“ Man trennte sich wieder und jeder schwebte schwer von Bier und Schlaf heimwärts.

„Nun bin ich aber wirklich froh, in die Klappe zu kommen!“ brummte der eine

vor dem Tor seiner Wohnung, griff gähmend nach dem Hausschlüssel und wollte ihn anstecken. Aber, was war da schon wieder. „Himmel A... und Zwirn, will nun der echte auch nimmer sperren?!“ Mit einem hellen Ruck und bereiften Augen starrte er auf den Schlüssel und fing in einer Art zu raisonnieren an, daß ein Wachmann, der in der Nähe unter einem Vordach eingenickt war, entsetzt auffuhr und im Sturmschritt herzulief. „Haben wir uns nicht“, rekapulierte Schneider, „vor der Kneipe die Schlüssel zurückgegeben? Hat nicht dabei jeder den Mantel des Anderen getragen und den eigenen Schlüssel also in den fremden Rock hineinsteckt? Und sind wir beim Gehen in unsere eigenen Mäntel geschlüpft, in denen demnach die fremden Schlüssel waren...? Ist das nicht zum Rasendwerden...?“

„Mein Herr“, sagte der Wachmann mit fremder Verständnislosigkeit für die Situation, „eine Ruhestörung dürfen sie da auf keinen Fall machen.“

Schneider lachte bitter auf. Dann stürzte er wieder in die kalte Nacht hinaus. Am nächsten Morgen aber hingte im Westen und im Osten der Stadt eine betrubte Hauswirtin ein Schild heraus: „Salon mit Schlafzimmer an einen feinen Herrn zu vermieten.“ Die beiden Freunde zogen wieder nach dem „Zentrum“. *Kurt Kubn*



Der Große Teich mit dem Blick zur Schneekoppe

Dieses Bildmotiv ist dem Heimathüchlein

»Aus Rübezahls Bergwelt«

entnommen. Diese einmalige Erzählung aus der alten Heimat schrieb unser Landsmann Prof. Alois Klug aus Hermannseifen. Das Büchlein ist noch erhältlich, hat 160 Seiten und kostet einschließlich Verpackung und Versandpesen

DM 6,80

Wer es noch nicht kennt, bestellt es beim Riesengebirgsverlag Renner in 896 Kempten/Allg. 2 Postfach 2246

Die Sage von Jalla Pfeiff

Nur die älteren Leute des mittleren Aupatales werden sich an die Sage von Jalla Pfeiff erinnern können. Jalla Pfeiff war keine Sagengestalt im wahren Sinne des Wortes, sondern eine Spottfigur. Seine Herkunft, sein Alter und sein richtiger Name war wohl niemand bekannt. Die Bevölkerung kannte ihn nur mit seinem Spottnamen „Jalla Pfeiff“. Vor allem soll es die Jugend gewesen sein, welche ihre Spottverschen auf ihn gesungen hat. Wie Jalla Pfeiff dunkelblau. Oder, Jalla Pfeiff, pfeiff nr amol ich geig de amol, und viele andere, welche mir nicht mehr bekannt sind.

Es mögen ungefähr 150 Jahre her sein, seit er in einem Wäldchen in der Nähe des Gänsehalses, so nennt man den Weg von Wolta nach Döberle, zwischen dem Litschenberg und Rothenhügel, seinem Leben durch Erhängen ein Ende machte. Wie mir bekannt ist, war Jalla Pfeiff bei dem damaligen Landwirt und Dorfrichter Johann Menzel in Wolta Nr. 4 als Landarbeiter beschäftigt. Der letzte Besitzer dieses Hofes war Adolf Walsch, neben der Kirche. Ob der Schwiegervater von Adolf Walsch, Wenzel Upelt, der Schwiegersohn vom Dorfrichter Menzel war, konnte ich nicht mehr erfahren.

Mit dem Ableben von Jalla Pfeiff beginnt erst die eigentliche Sage von ihm. Denn wie der Volksmund erzählte, hat er sich nach seinem Tode an seinen Spöttern gerächt. Wenn einer von den Spöttern durch den Gänsehals ging, hat er von unsichtbarer Gestalt Ohrfeigen erhalten, bis derselbe gebeten hat, er möge von ihm ablassen und daß er ihn nie mehr verspotten will. Viele jugendliche Spötter, welche es nicht wahrhaben wollten, daß dem so war, auch Heiratskandidaten von Döberle, Parschnitz und Wolta, welche oft zu später Stunde durch den Gänsehals gingen, mußten wohl unwillkürlich auch an Jalla Pfeiff denken. Nicht selten soll es vorgekommen sein, daß der eine oder andere bei seinem nächtlichen Gang durch den Gänsehals ein Spottverschen sang, wofür er allerdings, wie die Sage berichtet, eine Tracht Schläge von unsichtbarer Hand verabreicht bekam.

Es wurde auch erzählt, daß manche Leute bei ihrem nächtlichen Gang durch den Gänsehals ein Pfeifen vernommen haben. Ein Bauer aus Döberle berichtete mir, als er einmal vor Jahren zu später Stunde vom Gastwirt Stedmann aus Wolta nach Hause ging, hörte er im Gänsehals aus dem Walde einige Male jemand pfeifen. Ob es jemand war, der gepfeiffen hat, oder ob es Jalla Pfeiff war, welcher das Pfeifen verursacht hat, ist nicht erwiesen. An der Bürgerwaldstraße von Parschnitz nach Döberle, wo auf einem freien Platz eine Menge Eichbäume standen, genannt bei a „Echalan“, soll Jalla Pfeiff seine letzte Ruhestätte gefunden haben. Keine Ruhe gefunden hat jedoch seine arme Seele. Hier soll noch einmal ehrend seiner gedacht werden, um diese Sage der alten Heimat lebendig zu erhalten.

Anton Feist, Wolta

Flachsbrecher und Leineweber

Besuch eines Brechhauses

Im Sommer lagen die Brechhäuser, die weit draußen in den Feldern standen, still. Aber im Winter wurde es hier lebendig. Da brannte das Feuer im Dörröfen, um den Flachs zu trocknen, da drehte sich die „Schnorbel“, um ihn weich zu machen, da hämmerte die „Breche“, um die Faser bloßzulegen. Alles wurde noch mit den einfachsten Handgeräten getan. Es war keine gute Arbeit, doch fehlte es nicht an Freude dabei, ja, in diesen grauen Häusern ging es oft recht lustig zu.

Auf einem krummen Feldwege gelangen wir zu einem dieser einsamen Häuser, das auch jetzt im Winter menschenleer scheint. Die kleinen Fenster sind grau, wie mit dichten Spinnwebennetzen verhängen, die niedere Tür ist geschlossen. Da tauchte hinter der Fensterscheibe ein Gesicht auf, zwei Augen suchten durch das Grau hindurchzudringen, um zu sehen, wer da kommt. Bald sind es mehr Gesichter, die sich schattenhaft zeigen.

Wir treten ein.

Das Grau hebt sich nicht von unseren Augen, und auch jetzt, wo wir in dem großen Raume stehen, erscheinen uns die sechs, sieben Menschen hier wie im Nebel. Alles ist grau, die Gesichter, die Kleider, die Geräte, der Flachs: alles hat gleichsam dessen Färbung angenommen. Der Staub legt sich auch auf den Besucher und überzieht Kleid und Gesicht.

Im Gegensatz zu dem stumpf und leblos wirkenden Grau, dieser staubschweren Luft, steht der fröhliche Schwung der Arbeit, der hier herrscht. Wie fliegen die Flachsbündel in den Händen der Flachsbrecher, wie lustig klappern Breche und Schnorbel! Wie zart und fein ist die Faser, die sich von dem harten Stengel schält, das schöne Leinentuch schon ahnend lassen, das später daraus entsteht.

Der riesige Dörröfen nimmt fast die Hälfte des Hauses ein. In ihm wird der Flachs auf einem großen, drehbaren Rahmen gedörrt. Dies ist Sache des Feuermanns, der den Ofen nachts über heizt, bis der Stengel so dürr ist, daß er beim Umbiegen wie Reisig knackt. Er hat es wohl am schwersten, dieser Feuermann, denn er muß selbst in den Ofen hinein, bei 80 Grad Hitze den Flachs einsetzen, muß am Feuerloch stehen und schüren, dabei auf die Feuergefahr achten, der schon manches Brechhaus zum Opfer fiel. Wenn frühmorgens die Brecher kommen, muß der Flachs brechfertig sein, damit die Arbeit beginnen kann:

Bündel um Bündel des gedörrten Flachses wird aus dem Ofen herausgeholt. Zuerst kommen die Stengel handvollweise auf die Schnorbel, wo sie zwischen zwei gerillten Holzwalzen so lange hin- und hergedreht werden, bis sie weich sind. Dann legt sie der Flachsbrecher unter die Breche; sie gleicht einer großen hölzernen Schere, die mit der einen Hand auf- und zugeklappt wird, während die andere Hand den Flachs immer wieder von neuem und von allen Seiten zwischen die Schere legt, so daß der Stengel in seiner ganzen Länge gebrochen wird. Das geht mit Schwung, wie der bei einem Tanze gleicht. Deswegen heißt diese Handvoll Flachs auch die „Tanze“. Der letzte noch vorhandene Rest wird mit dem Schabmesser abgestreift. Aus der grauen, besenartigen Handvoll Flachs ist ein feines silbergraues Fadenknäuel geworden, das sich zu Bündeln häuft. Wenn diese ihr

Gewicht erreicht haben, ist es ein Tagelohn. Er will verdient sein. Es heißt die Breche nicht aus der Hand lassen, den ganzen Tag nicht. Die neuen Brechmaschinen sind harte Konkurrenten. Und doch ist den Brechern die graue Arbeitsstätte irgendwie lieb geworden, denn sonst wären sie nicht alle, denen wir hier zusehen, schon länger als 30 Jahre zum Fladsbrechen gegangen. Es sind zumeist Frauen, die trotz ihrer Jahre elastisch blieben, weil die Arbeit den Körper dauernd in schwungvoller Bewegung hält.

„Nur mich“, seufzt der Feuermann, „wollen die Weiber auf den Friedhof bringen.“ Wenn er ihnen auch jede Nacht den Dörröfen ordentlich heizt, so läßt man ihm doch auch bei Tage keine Ruhe. Man verlangt, daß er die „Schnorbel“ dreht, damit etwas fertig wird. Er stränkt die Schlafenszeit noch mehr ein, und da er alle Tage im Ofen eine Schwitzkur macht, bleibt auch er gesund und munter.

Kommt ein Besuch, haben zwei Brecherinnen gleich ein Fladsseil bei der Hand zum „Verschnüren“. Die eine sagt:

„Wir haben vernommen,
Daß heute ein Herr wird kommen.
Darum wollen wir ihn auch verehren,
Mit einer Handvoll Flads verschnüren.
Wir verschnüren Grafen und Fürsten,
Dabei tun wir auch dürsten.
Wir möchten bitten um ein Glas Bier oder Wein,
Dafür wird die ganze Gesellschaft dankbar sein!“

Wer griff da nicht gern in die Tasche, damit es den Fladsbrechern an einem Trank nicht fehlte, den Staub hinunterzuspülen? Die „Schnorbel“ drehte sich dann wieder lustiger. H. Scholz



Fladsbrechhaus bei Wekelsdorf

Wie ich in der alten Welt eine neue entdeckte

(* * *)

Ihr meint, Robinson lebt nicht mehr und die Geschichte von der einsamen Insel Juan-Fernandez, auf die der Matrose Selkirk 1704 als Schiffbrüchiger verschlagen wurde, ist nicht wahr.

Ihr irrt, es gibt diesen Robinson, hier ist er, ich selber bin es. Die Insel, auf die ich verschlagen wurde, ist ein Berg und er heißt Goimenen, ein unbekannter Ort, wie jene Insel Juan-Fernandez. Er erhebt sich aus dem Vorland der Lechtaler Alpen und rings um ihn herum liegen Dörfer und Kurorte, wo besonders im Sommer viel Leben herrscht, viel Lärm, viel Unruhe, viel Hast und Begehren.

Hier oben auf dem Berg aber ist nur die Stimme eines Bussards zu hören, hoch in den Lüften, und im Walde murmelt eine Quelle. Manchmal klopft es auch, das bin entweder ich, wenn ich an meiner Hütte baue oder es ist der Spedit, der nebenan im Wald bei seiner Arbeit ist. Manchmal kommt der Wind vom Aggenstein herüber und fängt mit dem Wald zu reden an. Andere Stimmen gibt es hier nicht. Es ist so still, daß ich mein eigenes Herz schlagen höre und so friedlich, daß meine tiefsten Gedanken wie Worte werden, denen ich lausche. Und so einsam, daß mein eigenes innerstes Selbst sich förmlich mir gegenüberstellt, wie mein Kamerad und Gefährte, mit dem ich hier lebe, spreche, mich unterhalte, freue und weine, je nachdem wie mir gerade zu Mute ist. Ich bin jedenfalls nicht allein hier oben auch wenn es so scheint.

Mein Robinsonleben fing an als man mich im Osten von Haus und Hof gejagt hatte. Es war ein großer, schöner Hof, auf dem ich als Herr gesessen hatte, mit vielen Dienstboten, mit einer Herde von Rindern, rassigen Pferden und blanken Kutschwagen, zuletzt auch mit einem Pkw, wie es sich gehörte. Neben dem Wohnhaus des Hofes ein Ausgedinge, so daß man immer aus einem Zimmer ins andere gehen konnte, um sich je nach Laune bald in diesem bald in jenem aufzuhalten.

Dann plötzlich auf der Straße mit nur einem kleinen Bündel in der Hand — vertrieben. Diese endlose Straße, wo führte sie hin, wo würde sie enden? Wandern, immer nur wandern. Hier eine Übernachtung, dort eine, ein Tag der Rast, aber keine Bleibe. Weiter immer weiter. Von einem Ort und einem Land zum andern.

So kam ich nach Bayern, in die Alpen. Ich sah die vielen Heustädel in den Wiesen herumstehen und dachte: so ein Dach wenn man hätte! Wie friedlich lagen sie im Tal, oder an den Hängen. An den Hof im Osten mit seinen sechs massiven Gebäuden dachte ich gar nicht mehr — ich dachte nur an so einen Stadel. Aber wie sollte ich zu so einer Hütte kommen? Sie war für das Heu da und für das Vieh aber nicht für einen Menschen.

Ich ging hinauf auf einen Berg und sah das Land, die Dörfer ringsum und die Stadt — Füssen am Lech. Rote Dächer, breite Häuser. Lauter fremde Türen. Immer den Hut in der Hand und immer eine Bitte im Mund. Es war hart für einen, zu dem man bisher Danke gesagt hatte. Doch es war heilsam.

Ich war sehr arm geworden an Gütern, wenn man diesen einen Anzug, den ich besaß, noch als Gut bezeichnen kann, ein Schiffbrüchiger, dem der Sturm aus dem

Osten seinen Achtmaster in den Grund bohrte und der nun auf einer Planke getrieben, hier an Land gespült worden war. Durchfrozen, halb verhungert und so weit herunter, daß er fast seinen Namen vergessen hatte, nach dem ihn auch niemand fragte — ein Flüchtling.

Du alter Selkirk hast wohl damals anno 1704 auf Juan-Fernandez auch nicht anders dagestanden. Vielleicht bin ich gar selber dieser Robinson Crusoe und habe all das, was ich damals zu lesen vermeinte nur vorausgeahnt und jetzt lebe ich es. Nur eine Axt haben, weiter nichts, ein handliches Beil aus gutem Stahl. Nach so einem Beil hatte ich jetzt Verlangen. Hätte ich doch aus meiner Hofwerkstatt mir eines mitgenommen, dort lagen sie herum. Wenn ich so ein Beil hätte, könnte ich jetzt nur hier in den Wald gehen, ein paar Bäume schlagen und mir eine Hütte bauen. Bäume gab es ja genug hierzulande.

In mir wurde etwas wach, das vielleicht einmal vor tausend Jahren in einem Urvater gelebt hatte, in jedem Manne, der in die böhmischen Wälder gegangen war und dort zunächst auch nichts anderes hatte als dies Verlangen nach einem Dach über dem Kopfe. Aber da mußte erst eine Axt sein. Im Leben hätte ich nie gedacht, was so eine Axt doch bedeutet. Mir war klar, daß es mit so einer Axt anfängt, daß sie das erste und wichtigste Gerät ist, daß sie den Menschen erst zum Menschen macht. Mit ihr haben sich die Neandertaler gegen den Bär gewehrt und ihn erschlagen, damit nicht er der Herr dieser Erde wurde und mit ihr haben sie die erste menschliche Wohnstätte gebaut — dabei war ihre Axt aus Stein. Mein Urvater rodete den Wald schon mit einer Axt aus Eisen. Ich war wieder auf den Urzustand zurückgeworfen und ich mußte wieder von Anfang an beginnen. Aber ich mußte so eine Axt haben. Diese Axt mußte ich mir erst verdienen, mit meinen Händen. Ich wurde also Knecht bei einem Bauer.

Um Geld war jedoch damals nicht viel zu kaufen, Aller Stahl war verschossen worden und die Hochöfen lagen zerstört, die andern wurden demontiert. Stahl! Man lachte mich aus, als ich in den Laden kam und nach einer guten Axt aus Stahl fragte. Stahl war so wertvoll wie Gold geworden. Doch Butter wog auch Gold auf. Butter war das Zaubermittel. Wenn man ein Stück gute, gelbe Kuhbutter auf einen Ladentisch legte, kam sogar eine Axt aus Stahl zum Vorschein. Ich ließ mir also meinen Lohn in Butter auszahlen und kaufte mir damit so eine Axt. Es war ein gutes Stück. Ich trug es mit mir und mußte es mir immer wieder ansehen. Diese blanke Schneide, dieser feste Griff. Er schmiegte sich in meine Hand als wollte er sagen: So, jetzt kann es losgehen. Ich mit meiner Schärfe und du mit deinem Willen, wir werden es schon schaffen. Ich probierte an einem Stück Holz. O, wie die Späne flogen! Jetzt brauchte ich mit meiner Axt nur in den Wald zu gehen.

Ich fand einen Bauer, der mir ein Stück Grund und ein paar Bäume überließ, hier oben auf dem Berg, den sie Goimenen nennen. Dieser steinige Grund auf dem abschüssigen Hang war nicht viel wert. Nach den Bäumen fragte keiner, denn das Holz war schwer zum Abtransportieren. Es gab auch unten in den Wäldern Holz genug. Für mich waren die fünf Bäume wertvoll und der Hang, das war meine Insel, auf der ich wieder wie weiland Selkirk Land unter die Füße bekam, festen Grund, auf dem ich wieder stehen und gehen konnte. Das ist vielleicht schwer zu verstehen für einen, der nicht auf einem Balken hockend im Meer

getrieben ist. Ich war freilich tausendmal besser dran als jener schiffbrüchige Matrose. Ich hatte ja die Axt.

Nun begann ich also damit, die Bäume zu fällen und die Stämme zu bearbeiten. Ich hatte so eine Arbeit nie getan aber ich konnte sie plötzlich.

Vielleicht war das etwas von dem Urtümlichen des Menschen, das sich immer dann regt, wenn es um das nackte Dasein geht. Dann kann der Mensch alles, was er können muß. Und ich baute meine Hütte. Sie war nicht so ganz zimmermannsgerecht, aber sie stand und bot Schutz gegen Wind und Wetter. Ich mauerte einen Herd aus Backsteinen und haute einen Kamin, etwas schief, aber er rauchte. Das Feuer brannte und der Suppentopf dampfte. Es war warm in der Hütte. Ich hatte wieder mein zu Hause. Robinson — auf Goimenen.

Ja, meinen eigentlichen Namen kennt man im Dorfe unten nicht, man nennt mich den Goimener. Der Berg gab mir seinen Namen und das ist auch richtig so, denn der Berg bestimmt jetzt mein Leben. Ich hause nun bald 20 Jahre hier oben, das heißt, ich gehe über ihn hin aber kennen lernen werde ich ihn wohl nie ganz. Er ist nur etwa 3 Kilometer in der Länge und 500 Meter in der Breite und genau 1043 Meter hoch. Aber er ist wie eine ganze Welt. Ein Menschenleben reicht nie aus, eine Welt kennenzulernen.

Wenn ich unten die Autos dahinrasen sehe, Menschen, die alle nach etwas suchen und von einer unheimlichen Begierde nach Neuem und Interessantem besessen sind, habe ich oft Angst, daß sie eines Tages auch auf meinen Berg heraufgerast kommen. Doch bald beruhige ich mich wieder, mein Berg erschließt seine Wunder nicht so leicht. Diese Menschen aber haben alle keine Zeit, sie wollen ankommen und sehen, knipsen und wieder weiter. Das ist mit meinem Berg nicht zu machen. Nur stückweise und zaghaft gibt er seine Wunder preis.

Ich habe im Osten viel Hof verloren. Ein Freund von mir, dem es nicht anders ging, hat sich von der Planke fallen lassen, auf der wir beide trieben weil er meinte, mit dem Leben sei es ja doch aus. Ich aber habe eine neue Welt entdeckt und begann in ihr ein neues Leben — wenn auch als Robinson. Es ist nicht das Schlechteste.

Und diese ist meine Heimat . . .

Wie schwer ist der Erwerb von Eigentum, wie langsam gedeiht es, bis man zu einer Stelle dieser Erde sagen kann: diese ist mein Freund, und diese ist meine Heimat . . .

Es ist ein lieblicher Gedanke, wenn man das irdische Gut dazu hat, seine Sachen auf einen Platz niederzulegen und zu sagen: „Hier wirst du leben und sterben — das gehört dein!“

Adalbert Stifter

Die andere Heimat

Die Geschichte eines Neuaufbaues

Sie waren aus dem fernen Böhmen gekommen, dieser Mann und diese Frau: Flüchtlinge. Das war nichts Besonderes; aber daß sie sich in dem halb verfallenen Hause, außerhalb des Dorfes, einquartiert hatten und der Mann den Odacker daneben bebauen wollte, das machte die Leute sonderbar und weckte unter den Einheimischen Mißtrauen. Den Odacker kannte man im Dorfe nur als „Die Teufelrast“, und jeder Christenmensch mißte die Stelle, wo der Teufel gerastet hatte und seither das Land verödet war. Was für eine Vermessenheit, darauf etwas anbauen zu wollen, wo doch niemals mehr etwas wachsen konnte! Wer es dennoch versuchte, der mußte wohl mit dem Teufel auf Du und Du stehen.

Der fremde Mann aber sammelte unbekümmert um das üble Gerede die Steine auf dem Acker und trug sie an den Rain, wo er sie zu einem kleinen Wall aufschichtete. Er hackte den harten Boden auf, wobei immer wieder Steine herauskamen, die fortzuschaffen er nicht müde wurde, bis sein Fuß in lockere Erde sank — ein weiches Bett, in das er den Samen streuen wollte. Er fühlte sich jung wie dieses Land, obwohl er schon bei Jahren war, und eine Kraft stieg in ihm auf, mit der er alle Mühe überwand. Er war plötzlich ein ganz anderer Mensch — nach einer langen Nutzlosigkeit fühlte er sich wie einbezogen in das große Schöpferwerk — er baute Brot und Leben.

„Im Herbst werden wir ernten“, sagte er zur Cornelia.

„Wenn aber deine Arbeit umsonst wäire, Wulf? Wenn die Leute im Dorfe recht behielten?“

„Die Erde ist immer und überall gleich gut, Cornelia, nur auf den Menschen kommt es an. Überall war einmal Odland.“

„Da du aber doch auch kein Bauer bist, Wulf!“

„Ich tue, was die Erde verlangt, Cornelia. Ich horche in sie hinein. Vor allem: ich liebe das Stücklein Acker, und was man liebt, das ... Cornelia, du weißt doch, Liebe schafft alles.“ Er schloß sie in seinen Arm. Aber die gleiche Liebe war es auch, die ihr Sorgen machte.

„Wenn wirklich etwas wächst und gedeiht auf dem Acker, der Teufelrast dann ... was wird man erst dann im Dorfe dazu sagen, Wulf?“

„Wir leben für uns, Cornelia. Was kümmert uns das Dorf?“

„Aber wir gehören zur Gemeinde.“

„Wir werden unser eigenes Brot haben und brauchen sie nicht. Morgen wird gesät.“

Er brachte im Frühlicht des neuen Tages den Samen zum Acker hin, der Nebel, der darüber lag, hob sich wie ein zarter Schleier, Wulf kniete vor dem Sack und die Körnlein drängten ins Sätuch, das er umgebunden hatte — es lag wie gehäufte Sehnsucht in seinen Armen. Er spürte des Drängen nach Licht und Leben. War er nicht wie zum Mittler zwischen Gott und Erde geworden? Ein heiliges Amt, das er ausübte, indem er säte.

Cornelia stand am Rain und schaute ihm zu. Weit ging sein kräftiger Wurf. Es war, als griffe er jedesmal in Urgründe hinein, und wenn er den Arm hob,

war es, als risse er Winde und Wolken an sich. Sein Schreiten ging wie über die ganze Erde, als wäre dieser Acker die Welt. Die Körner lagen in goldgelbem Geflimmer auf dem Acker, als wären es Sterne, die vom Himmel gerissen sind. Die braune Erde leuchtete davon wie das Gesicht einer jungen Mutter, die vom Leben verklärt worden ist.

Da wurde auch Cornelia still und kniete am Rain nieder, so herrlich war das anzusehen . . .

Jeden Tag ging nun Wulf zu seinem Acker, um zu sehen, ob die Saat schon sprosse. Aber sie kam nicht, der Acker lag wie tot. Hatte er den Samen vielleicht zu tief eingeeget, war er am Ende gar nicht keimfähig?

Cornelia aber dachte immer nur an das Gerede der Leute im Dorfe: die Teufelsrast — und soll grünen? Sie wußte nicht, was besser für sie beide ist: daß Wulfs Hoffnung sich erfülle — oder die Leute recht behalten und, darüber zufrieden, mit ihrem Gelüster aufhören.

Über diesem Warten, Hoffen und Bangen kam der Tag der Bittprozession heran, an dem wie alle Jahre die geweihten Fahnen der Kirche um die Felder getragen und jeder Acker unter Gottes Schutz gestellt wurde. Die Glocken läuteten die Bauern herbei; auch draußen im Feldhause waren sie zu hören.

„Wulf, wir sollten doch eigentlich auch mitgehen“, sagte Cornelia.

„In der Prozession?“

„Du hast gesät und bist ein Bauer wie die anderen. Du sorgst dich um die Ernte wie jeder, der gesät hat.“

„Meinst du, Gott lasse sich durch eine Fahne betören, Cornelia? Ich vertraue auf meine Arbeit und die gute Erde.“

„Aber wir müssen auch wieder Heimat haben, Wulf.“

„Ich werde das Haus einrichten, so gut und schön ich nur kann, und mit dir hier daheim sein, Cornelia.“

„Ja, wir werden hier wohnen bleiben, Wulf. Eine Heimstatt werden wir haben, aber die Heimat? — Komm, laß dich nicht bitten, ta's mir zuliebe.“

Da zog er seinen guten Rock an und sie gingen miteinander hinunter ins Dorf. Hier waren schon viele Bauern mit ihren Weibern um die Kirche versammelt, und es wurde ein großes Aufsehen, als die beiden Fremden daherkamen und sich unter sie gesellen wollten. Wulf grüßte, aber keiner gab ihm den Gruß zurück. Er stellte sich mitten unter sie, um sich damit zu der großen Gemeinsamkeit dieses Tages zu bekennen, aber es war, als wüchsen Mauern aus dem Boden, aus denen es ihn kalt anwehte — er blieb mit Cornelia unter den Leuten allein.

Das Kirchentor tat sich auf und die schillernden Fahnen wurden herausgetragen. Silberne Glöcklein erhoben ihr Geläute und das Murren der Litanei zog wie ein Wasser alle mit sich fort, daß sie der beiden Fremden nicht mehr achteten. Die Prozession bewegte sich aus dem Dorfe hinaus, den Feldern zu.

An jedem Acker wurde gehalten, hob der Priester die Hand. Die Besitzer schauten, ob auch alles recht getan werde und die Ministranten die geweihten Fahnen ihren Äckern zuwenden. Wes Acker die Weihe empfangen, der blieb hinter den anderen zurück, immer mehr zurück.

Weiter draußen steckten die Leute die Köpfe zusammen und schüttelten sie; wie eine unruhige Welle lief es durch die ganze Prozession: die Teufelsrast kam

in die Nähe. Die hintersten Männer, die schon in ihren Taschen nach der Tabakdose suchten, wurden mit davon erfaßt und gaben einen Schritt zu, um wieder Anschluß an den Zug zu finden, der sich jetzt merklich schneller bewegte. Auch das Murmeln der Litanei wurde lauter: „Erbarme dich, o Herr — erbarme dich, o Herr!“ Die Fahnen blähten sich im Winde. Aller Augen aber schielten nach dem Odland hin, das unbegrünt lag, wie es ja auch nicht anders sein konnte an der Stelle, darauf der Teufel gerastet hatte. Obwohl sie mitten in der Prozession gingen, die Fahnen voran, wurde doch vielen hier unheimlich. „Erbarme dich unser, Christus, erbarme dich unser!“

Die Spitze des Zuges hatte jetzt die Teufelsrast erreicht. Die Ministrantenjungen, die mit den Fahnen gegen den Wind kämpften, der hier auf der Anhöhe blies, traten damit an den Acker heran, denn er schien ihnen ein Feld wie jedes andere. Der Steinwall aber kam ihnen zustatten, die Fahnen hoch aufzupflanzen.

Da ging es durch die Prozession wie ein Aufschrei. „Erbarme dich unser o Herr!“ Laut und fordernd kam es heraus. Von hinten nach vorn begann ein Schieben und Drücken; der Priester, der auch zu dem Acker hinstreten wollte, wurde weitergeschoben. „Weiter, weiter!“ riefen jetzt ein paar Stimmen, da die Ministranten noch immer mit ihren Fahnen auf dem Steinwall standen. Wie ein schwellender Strom wälzte sich die Prozession an der Teufelsrast vorbei. „Erbarme dich, erbarme dich!“ wogte es wie ein Sturm.

Da trat einer aus dem drängenden Haufen heraus, beugte sich über den Acker, steckte einen Palmenzweig hinein und verschwand wieder in der Menge. Außer Wulf hatte es kaum jemand bemerkt. Es schien ihm selbst auch so unwahrscheinlich, aber da steckte der Palm in seinem Acker, und so klein er auch war, es blühte ihm Liebe und Güte daraus entgegen. Er mußte davor stehen bleiben und die Hände ineinanderlegen. Cornelia hatte die Augen feucht.

Die Prozession aber bewegte sich dem nächsten Acker zu, wo sie hielt. Wulf und Cornelia gewannen bald wieder den Anschluß und standen mit den anderen betend vor dem Nachbarfeld. Sie gingen weiter mit, von Feld zu Feld, indessen viele, deren Acker begangen worden war, zurückblieben und sich auf den Nebenwegen verloren.

Die Leute begannen wieder die Köpfe zusammenzustecken und sahen sich nach den Fremden um. Es trug der Mann den Hut noch immer in der Hand. Er geleitete sogar die Fahnen, die über die Acker der anderen gehalten worden waren, bis in die Kirche zurück — alle sahen es.

Als er dann mit seinem Weib nach dem Feldhaus heimkehrte, rückten viele vor ihm den Hut. Andere ließen den Kopf sinken. — —

Die Zeit ging hin, aber der Acker, den Wulf besaß hatte, grünte noch immer nicht. Er scharrte nach den Körnlein im Boden und fand sie tot. Da ging er, kaufte neuen Samen, und die Erde nahm ihn wieder auf.

Nach einigen Tagen schon bekam der Acker einen rötlichen Schimmer, wie ein Heiligenschein lag es über ihm — die junge Saat steckte ihre Spitzen heraus. Wulf und Cornelia standen in stummer Ergriffenheit davor.

„Der erste Samen war ohne Kraft. Aber nun werden wir ernten und Brot haben, Cornelia.“

„Ja, und wieder eine Heimat, Wulf; sie gaben dir diesmal guten Samen. Sieh auch den Palm, Wulf!“ Er steckte noch immer nahe am Wege im Boden.

„Wir wollen ihn stecken lassen und mit der Ernte heimnehmen.“ — —

Im Dorfe entstand neues Gerede, als bekannt wurde, daß auf der Teufelsrast die schönste Saat stünde; sie würde bald in die Halme schießen, so kräftig sei sie schon. Viele waren bestürzt, anderen sagten: Ja, die Bittprozession! Haben wir nicht die Fahnen vor dem Acker aufgerichtet? Freilich, der Mann und die Frau haben sie geleitet vom Anfang bis zum Ende. So ist auch über das Neuland der Segen gekommen. Ja, Neuland nannten sie jetzt die Teufelsrast. „Möchten die frommen Leute da draußen im Feldhaus mit Gottes Hilfe auch die Ernte gut einbringen!“ war aller Wunsch.

Die andere Heimat hatte sich aufgetan.



Wer einmal in diesem wunderlichen Schweigen stand und lauschte, faltete andächtig seine Hände und fühlte sich in Gottes Nähe.

Otthar Fiebiger

Bildmotiv aus dem
Riesengebirgs-
Heimathuch
„In dem
Schneegebirge“

Die alte Säule

Es war um die Jahrhundertwende, als ich mich in meiner kindlichen Phantasie mit der alten Säule zu beschäftigen begann. Sie war eine Pestsäule, wie sie vor Jahrhunderten an vielen Orten errichtet wurde, als der „Schwarze Tod“ die Menschen unserer Gemarkungen heimsuchte. Die Säule war altersgrau und verwittert. Am Säulenkopf waren einige verblaßte Bilder sichtbar. Ein breitflächiges Gesicht mit verzerrtem Lächeln war noch am besten erkennbar. Die Säule ist meinen Hohenelber Landsleuten wohlbekannt. Sie stand vor dem Gasthause Ullrich am Beginn der Hennersdorfer Straße. Da an der Säule ein Bach vorbeifloß und ein kleines Plätzchen in der Nähe, bewachsen mit Hundskamille zum Spielen, aber auch zum Träumen einlud, war der Platz um die Säule bald der Lieblingsaufenthalt des heranwachsenden Knaben. Der Sockel der Säule war so breit, daß man darauf sitzen konnte. Diese Eigenschaft des Sockels sollte mir einmal in noch ungeahnter Weise dienstbar werden.

Im nahen Bache schwamm allerhand Getier, wie Wasserläufer, Kaulquappen, Gelbrandkäfer, gelegentlich auch ein Fischchen. Wie oft kauerte ich da am Bache, mit ungeschickten Knabenhänden das Wassergetier zu fangen. Es geschah dann zuweilen, daß ich, ohne es im Jagdeifer zu bemerken, das Gesäß tief ins Wasser tauchte. Die unausbleibliche Folge waren nasse Hosen. Die weitere, unvermeidbare Folge des mir damals jedenfalls nur instinktmäßig bekannten „Gesetzes von Ursache und Wirkung“ war, daß die Mutter gelegentlich mit ihren sehr schlagkräftigen Händen den nassen Hosenboden gründlich bearbeitete, ohne auch nur die geringste Notiz davon zu nehmen, daß ich ja selbst noch in den Hosen steckte. Meine schreienden Proteste aber schienen sie in ihrem Vorhaben nur zu bestärken. Da bemerkte ich einmal, daß der verwitterte Sandstein des Sockels der Säule die Feuchtigkeit aus den Hosen wie ein Löschblatt aufsaugte. Von dem Tag an war die Säule mein Retter. Waren die Hosen naß, flugs saß ich da auf dem Sockel und wechselte in kurzen Abständen den Sitzplatz, so daß ich in wenigen Minuten die ganze Runde abgesehen hatte. Die Hosen aber waren dabei getrocknet. Manchmal bedurfte es auch einer zweiten Runde. Meiner Mutter, die mich vom Fenster aus beobachten konnte, fielen meine sonderbaren Sitzübungen bald auf. Oft schüttelte sie darob den Kopf. Hinter mein Geheimnis ist sie aber nie gekommen.

Ein kleiner Hund war damals mein liebster Begleiter. Eines Tages traf ihn in meiner Abwesenheit der Hufschlag eines Pferdes. Es geschah in der Nähe der Pestsäule. Der Fuhrmann warf kurzerhand den regungslosen Hund in den Bach. Als ich von dem Vorfall erfuhr, eilte ich bangen Herzens zum Bach. Mein Spielgefährte lag in dem seichten Bach und rührte sich nicht. Da übermannte mich der Schmerz. Alles erschien vor meinen Augen wie verschleiert und begann sich zu drehen. Den einzigen Halt schien mir die vertraute Säule zu bieten. An sie gelehnt, weinte ich bitterlich. Es war wohl der erste tiefe Schmerz in meinem Leben. Auf einmal ledete etwas an meinen bloßen Füßen, und schon sprang mein lieber Spielkamerad, mein „Cäsar“, an mir freudig empor. Der Hund war nur betäubt worden und eben in dem Augenblick erwacht, als ich fassungslos meinen wilden Schmerz der Säule anvertraute. Lange saß ich überglücklich, den Hund in den Armen, an der Säule. Die Tränen des Leides wurden zu Tränen der Freude, die mein vier-

beiniger Kamerad von meinem Gesicht leckte. Die Säule aber betrachtete ich von jetzt ab als wundertätig.

Die Jahre eilten dahin. In der Brust des Knaben meldeten sich Gefühle, die der Dichter so treffend mit „himmelhochjauchzend, zu Tode betrübt“ kennzeichnet. Ich wagte mich nicht einmal in die Nähe der Angebeteten. Keine Macht der Welt hätte mir mein Geheimnis entreißen können. In den glühendsten Worten aber schrieb ich das Gestammel meines aufgewühlten Herzens auf kleine Zettelchen. Schließlich vertraute ich diese Ergüsse der alten Säule an, vermeinend, daß sie wieder einmal ein Wunder wirken könne. In eine Spalte des Sockels steckte ich meine Briefchen, hoffend und dabei noch mehr fürchtend, die Angebetete würde die Briefchen dort finden. Doch es kam anders. Mein größter Widersacher damals fand die Briefchen. Was jetzt folgte, will ich nicht eingehend schildern. Getroffen in meinen tiefsten Gefühlen mußte ich wochenlang beißenden Spott und Hohn meiner Kameraden ertragen. Auch meine Angebetete erfuhr davon und konnte sich ein spöttisches Lächeln nie verkneifen, so oft sie mich erblickte. Zur Säule hinzugehen wagte ich lange Zeit nicht. Ich grollte ihr und schalt sie treulos. Das lächelnde Gesicht am Säulenkopf schien mich ebenfalls zu verhöhnen. Oder kam es mir nur so vor? War dieses Lächeln nicht das zeitlose Lächeln, dem nichts verborgen blieb und bleibt, das erhaben über die Gegenwart schon die Zukunft sieht? Galt es vielleicht schon der künftigen Tatsache, daß die damals so heiß Verehrte viele Jahre später in meiner Gegenwart das Gespräch beharrlich auf die alte Säule bringen würde? Und ich? Ja, ich war diesen Versuchen gegenüber genau so starr und stumm, wie es einst die Säule meinem verwundeten Herzen gegenüber gewesen war.

Und wiederum verging Jahr um Jahr, verrann wie ein Tropfen im unermesslichen Meer der Zeit. Doch das Bild der Säule verließ mich nie. Als mein Weg zum mühseligsten Leidensweg wurde und Willkür mich über acht Jahre im Kerker festhielt, da entfloh ich in Gedanken der rauhen Wirklichkeit. Der Ankerplatz meiner stürmisch bewegten Seele aber war wieder die altersgraue Säule. Sie wurde mir zum Sinnbild des Aufrechten, das seine Stärke erst dann erweisen muß, wenn alles ringsum schwankt. Auch diese schier endlose, bittere Zeit ging vorüber. Endlich durfte ich zu meiner aus der Heimat vertriebenen Familie fahren. Die Freude darüber aber wurde gedämpft durch den harten Zwang, die Heimat für immer verlassen zu müssen.

Mein letzter Gang in der Heimat galt der alten Säule. Doch, was mußte ich sehen? Da lag sie, die Jahrhunderten getrotzt hatte, von pietätloser Hand gefällt, neben dem Sockel, das rätselhafte Antlitz am Kopf der Säule in der Erde verwühlt, als wolle es die Welt nicht mehr sehen, die Welt, die es so lange verstanden hatte, und die es nun nicht mehr verstehen konnte.

Langsamem Schrittes und gesenkten Hauptes ging ich für immer von dannen. Um meine Lippen aber zuckte es wie damals, als ich als Kind, aufgewühlt im Innersten, der Säule meinen namenlosen Schmerz anvertraut hatte.

Oskar Kober sen.

Der Weberjunge

von Hugo Scholz

Im Tal der Mettau stand ein kleines Weberhaus, darin der Leinweber Tichatschek seinen Webstuhl trat. Von früh bis abend saß er daran, oft auch bis in die späte Nacht. Das Leinenweben brachte nicht viel ein. Die Kinder mußten helfen — bei Tichatschek war es besonders der kleine Seffla, der schon frühzeitig an den Webstuhl kam.

Das einzige, was ihn dabei freute, waren die Lieder, die sein Vater mit ihm sang, alte Weberlieder.

Beim Singen ging das Weben gleich leichter — flinker flog das Weberschifflein hin und her.

An einem Sonntag stahl sich Seffla beim Kirchgang hinauf auf den Chor der Kirche von Wekelsdorf, wohin er mit den Eltern zum Gottesdienst ging. Er kroch hinter die Orgel und besah die Pfeifen, aus denen es tönte. Auf einem kleinen Bänkchen saß der Lehrer und griff in die vielen Tasten. Seffla schien der Lehrer heute ganz anders, — wie ein großer Künstler kam er ihm vor, der dieser Orgel die schönsten Töne entlockte.

Als er Seffla erblickte, drohte er ihm mit der Hand. Am nächsten Tage in der Schule folgte dann der Stock. Auf dem Chor habe ein Schuljunge nichts zu suchen, der sei nur für den Organisten und für die Sänger. Seffla solle sich das merken!

Lange traute sich Seffla nicht mehr hinauf obzwar es ihn immer zog. Er hätte gern die Orgel noch genauer angesehen — und er hätte auch gern einmal mit den Sängern gesungen. Aber das waren alles ältere angesehene Leute aus Wekelsdorf. Es war wohl auch eine Ehre, da oben stehen und Sonntag zum Gottesdienst singen zu dürfen. Die Jungfer Holzbücher war die Solistin — eine etwas verschrobene ältere Person, aber weil sie so schön sang, hatte sie großes Ansehen im Dorfe.

Es blieb Seffla zunächst keine andere Möglichkeit als weiter zum Takt des Webstuhls die alten Weberlieder zu singen.

Einmal aber als er Garn im Dorfe beim Ausgeber holen mußte und an der Kirche vorbeikam, stand die Tür offen. Er trat ein. Niemand war da. Seffla schlich auf den Chor hinauf. Jetzt konnte er endlich alles genau ansehen, auch in den Noten blättern, die hier herumlagen. An der einen Wand der Orgel hingen die Posaunen, ganz hinten standen die Pauken, die zusammen mit den Posaunen am heiligen Osterfest hervorgeholt wurden.

In der Kirche war es ganz still. Nur eine Schwalbe, die oben im Gebälk ihr Nest hatte, flog durch eine kleine Lücke ein und aus und ihr Zwitschern hallte in der Kirche wider.

Seffla, dem immer ein Sangeslaut in der Kehle saß, konnte sich nicht enthalten, einen Ton von sich zu geben. Er erschrak, denn es war als ob alle Engel, die rings an den Kirchenmauern standen, geantwortet hätten. Hier in der stillen Kirche hatte seine Stimme einen ganz anderen Klang — er konnte nicht glauben, daß es seine Stimme ist.

Schnell versteckte er sich jetzt hinter die Orgel, denn er meinte, jeden Augenblick würde nun der Kirchvater oder gar der Pfarrer kommen und ihn bei den

Ohren ziehen. Nichts rührte sich. Nur die Schwalbe flog ein und aus. Da kam Seffla aus seinem Versteck wieder hervor. Es lockte ihn nochmals, seine Stimme zu probieren. Wieder dieses Schwingen und Tönen von allen Wänden.

Seffla war wie berauscht davon. Da auch jetzt niemand kam, der ihn beim Kra-gen faßte, begann er ein kleines Verslein aus seinem Weberlied zu singen — erst ein paar Worte nur, dann immer mehr. Mit jedem Wort wurde in ihm das Ver-langen zum Weitersingen stärker. Er konnte sich nicht mehr halten. Die eigenen Töne rissen ihn hin. Es war als stünde der ganze Himmel offen und ein Engelschor sänge mit:

*„Als unser Heiland
Zum Leiden ist gekommen,
Hat er den Leinenweber
seine Arbeit genommen.“*

Daneben im Pfarrhaus stand ein Fenster offen. Der Pfarrer lag gerade im Bee-vier. Da hörte er von der Kirche her das Singen. Es schien ihm erst eine Täuschung, aber da er näher ans Fenster herantrat, hörte er es ganz deutlich — ein wunder-volles Singen. Er ging in die Kirche hinüber, stand unter dem Chor und hörte zu.

*„In ein feines Tüchlein drückt
Er sein Antlitz ein,
Tat sich verneigen
Der Welt zum Zeichnen.“*

Leise stieg der Pfarrer die Stufen zum Chor hinauf. Seffla wäre am liebsten über das Geländer hinab in die Kirche gesprungen, als er den Pfarrer vor sich stehen sah. Der hielt ihn fest. Seffla sah eine furchtbare Strafe kommen — und er hatte sie wohl auch verdient. Mit schlotternden Knien stand er da. Wie ein reuiger Sünder folgte er dem Pfarrer hinüber ins Pfarhaus. Vielleicht mußte er dort auf glühenden Kohlen knien? Der Pfarrer hieß ihn zunächst setzen. Seffla mißtraute dieser Freundlichkeit. Der Pfarrer fragte ihn nach dem Vater. Wollte der Pfarrer für diesen Frevel auch noch die Eltern in die Hölle verdammen, den armen Vater, der ohnedies nur Leid und Kummer hatte und keine Schuld trug. Doch der Pfarrer blieb freundlich und gütig und sagte: „Seffla, du mußt auf eine Schule. Du bist zu intelligent, um ein Leinenweber zu werden. Außerdem hast du eine so schöne Stimme. Vielleicht möchtest du Arzt werden? Ich will dir helfen dazu.“

Seffla mußte erst Vertrauen zu den Worten des Pfarrers fassen. Dann sagte er: „Ich mücht wohl gerne was anderes werden, als mein Vater ist.“ „Gut Seffla. Wir werden dich nach Wien schicken, denn um dich wäre es wirklich schade. Morgen spreche ich mit deinem Vater darüber.“

Fünzig Jahre später hing auf dem kleinen Weberhaus eine Tafel aus Bronze, Cosima Wagner, die Gattin des Komponisten und der König von Preußen hatten sie anbringen lassen, zum Gedenken an den königlich sächsischen Staatsopernsänger Josef Tichatschek.

Der schöne Zirkel

Während des ersten Weltkrieges kam ein Professor aus der damals zu Österreich gehörenden Bukovina aus Arnau vielleicht drei oder höchstens fünf Kreuzer gekostet hatte und aus einem Stück Blech bestand, das in eine Spitze auslief, in das man einen beliebigen Bleistift stecken konnte. Hätte ich daheim gesagt, ich müsse mir einen „schönen“ Zirkel kaufen, der sicher etliche Kronen wert war, dann hätte ich wohl eher mein Studium auf den Nagel hängen müssen, als das Geld für eine so unnütze Ausgabe zu erhalten.

Die Mathematik war aber bisher mein Lieblingsfach gewesen und ich hatte deshalb keine allzu große Sorge, als der neue Professor die Zirkel von Bank zu Bank kontrollierte, und als er mein vorsündflutartiges Instrument sah, erregt sagte: „Klug hat schäbige Zirkel, Klug fliegt durch.“

Ich dachte, dazu gehören doch wohl zwei, und ich habe keine Lust, den zweiten zu spielen, denn letzten Endes macht die Arbeit nicht der Zirkel, sondern der, der ihn führt. Zur Tafel wurde ich wohl in bestimmter Absicht nicht gerufen und konnte deshalb kaum zeigen, daß ich den Stoff voll und ganz beherrschte. Die erste Schularbeit war fällig und sollte sehr gesalzen werden.

Ich fand sie aber nicht übermäßig schwer und gab sie beruhigt ab. Die Konstruktion war trotz des „schäbigen“ Zirkels recht sauber geworden.

Als unser Lehrer nach geraumer Zeit die Arbeiten zurückbrachte, sagte er: „Die Arbeit ist särr schlecht ausgefallen, ist nur eine einzige ‚särr gutt‘ und die hat der Klug mit die schäbigen Zirkel. Hätt er gehabt scheene Zirkel, hätt ich ihm gegeben noch hässere ‚särr gutt‘.“

Leicht schmunzelnd erwiderte ich: „Herr Professor, ich bin auch mit dem einfachen ‚sehr gut‘ recht zufrieden, zumal es das einzige ist.“

In der Zukunft hat er nie mehr etwas von „die schäbige Zirkel“ und vom Durchfallen gesagt, im Gegenteil, ich konnte seine Fürsorge in manchen Dingen dankbar spüren.

Erst viel später hat mir einmal jemand einen schönen Zirkel geschenkt. Ich hatte ihn bis zur Vertreibung aus der Heimat, aber mehr Freude als „die schäbige Zirkel“ hat er mir jedoch nicht gebracht, obwohl ich ihn recht gern hatte. *Alois Klug*

Persönlichkeiten sprechen für das Menschenrecht

A. J. Münch, Bischof von Dakota

Die erzwungene Wanderung von 15 Millionen Menschen ist „das größte Verbrechen dieses Zeitalters.“

Bis auf einen

von Fritz Müller-Partenkirchen

Meine Vorfahren waren alle kinderreich. Damals waren „viele Kinder“ noch nicht unfein. Es wird wohl eine grobe Zeit gewesen sein.

Mein Vorfahr hatte an die dreizehn Kinder. Sie umblühten ihn, wenn er vom Amt nach Hause kam. Daß es mit dem Blühen nicht getan war, die Erkenntnis blieb der Mutter vorbehalten. Sie sprach nicht viel davon.

Einmal hat die Mutter ins Theater gehen wollen. Dabei sagte sie beim Gehen: „Gegessen haben sie, die Schulaufgaben sind gemacht, laß sie eine kleine Zeit noch spielen, und dann Sorge, daß das liebe Kleingesindel in die Betten kommt — das kannst du doch, mein Herr Gemahl?“

„Das werde ich nicht können! Was ihr Frauen doch für ein Wesen macht von eurer Arbeit! Wenn wir überhaupt mit solchem Kleinkram uns befassen sollten — wir hätten ihn am kleinen Finger.“

Sie nahm besagten kleinen Finger ihres Eheherrn: „Nun, ich will sehen, kleiner Finger, wie du mit den dreizehn fertig wirst.“

Sie kam spät heim. Das Haus war still. Sie horchte an den Kinderzimmern. Tiefe Atemzüge. Auch ihr Mann schlief fest.

Der helle Morgen schien ins eheliche Zimmer. „Nun, lieber Mann, wie ist's gegangen gestern abend?“

„Gott, wie wird's gegangen sein!“

„Ich meine, gab es kein Theater?“

„Ich denke, das Theater hattest du?“

„Also ließen sie sich alle ohne Schwierigkeiten in ihre Betten bringen?“

„Schwierigkeiten? Wenn einer bockig ist, dann weist man einfach seine Vaterfaust.“

„Also sind sie doch nicht alle brav zu Bett gegangen?“

„Alle bis auf einen, der sich wehren wollte — na, ich zeigte ihm, wo Bartl seinen Most holt.“

„Welcher eine?“

„Aber ich kann mir doch nicht alle merken — der mit dem roten Haarschüppel war es.“

„Mit — dem — ro-ten — Haarschüppel?! Aber wir haben doch — wir haben doch —“

Sie stürzte ins Kinderzimmer. Da lag, noch friedlich schlafend, unter ihren dreizehn ein — vierzehnter, der rote Hansl vom Nachbarn gegenüber.

Beim Nachbarn, unter seinen elfen, wurde der Verlust erst offenbar, als der rote Hansl, schön angezogen, gewaschen und gekämmt, ins Haus marschierte.

*Herr, warte, warte! Niemals ganz
in Nacht ist der verloren,
dem einmal voll der Schönheit Glanz
ward in die Brust geboren.*

Hermann Stehr

Sie hatten nur ihre Hände

von H. Balderbauer

Es sind jetzt 20 Jahre her, als auch sie das Schicksal ereilte und auf die Straße der Flüchtlinge warf. Zwei Menschen im Strom der vielen treibend. Aber sie wollten sich nicht unterkriegen lassen — und sie haben es geschafft, ganz aus eigenem Willen und noch bevor eine staatliche Hilfsmaßnahme einsetzte.

In einem bayerischen Dorf, nahe der Alpenkette, liegt ein kleiner Weiler, nur aus zwei Anwesen bestehend. Fast unmerklich ist ein drittes dazugekommen. Man sieht es dem Bauwerk schon rein äußerlich an, daß es mühsam errichtet worden ist, alles ist sehr einfach, doch macht es einen sauberen Eindruck. Es wurde errichtet aus eigener Initiative, in einem zähen Zusammenwirken von Mann und Frau, im Willen zu einem einfachen neuen Leben, nahe der mütterlichen Erde.

Daß so manch einer, der nichts mehr hatte als seine zwei Hände, wieder ganz von vorne anfang, das ist das Große unserer Zeit. Daß einer, der auf der Straße lag, nein sagte und nochmals nein, wird das Lied des Jammers überdauern.

Dieser eine hier sagte es auch und besah seine beiden Hände. Weiche Hände, die immer nur mit Gläsern und Tellern zu tun gehabt hatten. Erst Pikolo, dann Kellner, schließlich selbst Besitzer eines Restaurants in einem großen Kurort und nun auf der endlosen Straße der Verlorenen mit nichts weiter als diesen zwei schmalen Händen. Und das Haar schon grau, plötzlich grau geworden.

Aber er sagte Nein.

Sie finden Unterkunft in dem bayerischen Dorf. Alles kommt hier auf Hände an. Bauernhände. Der Mensch wird im Dorf gewertet nach seinen Händen.

Der Mann mit den Kellnerhänden greift zu. Es ist Heu zu wenden, ein Stall zu misten, Holz zu hacken. Die Hände sind bald voller Blasen. Nein, auf die Hände kommt es nicht an, sondern auf das, was dahinter steckt. Die Haut wird fester, weil der Wille fest ist.

Die Frau wäscht Wäsche, wartet Kinder, breitet den Dung auf dem Felde. Was gibt es nicht alles zu tun auf einem Hofe.

Abends sitzen die beiden beisammen in ihrer Kammer. Sie denken wohl manchmal noch an ihr Restaurant und sprechen davon, wer wohl jetzt dort wohnen und wirtschaften wird, aber vor allem sprechen sie über Pläne.

Natürlich sind es kühne Pläne. Träume noch. Aber was nicht erst geträumt und geplant wird, kann nie Wirklichkeit werden.

Sonntags streifen sie beide in der Gegend umher und bauen ihr Häuschen da und dort, Häuschen aus Luft, aber das Ziel ist erfaßt. Diese vier Hände. Sie sind schon ganz schön derb geworden.

Sie kommen bei ihrem Herumstreifen auch bei dem verlassenen Steinbruch vorbei. Hier braucht einer nur das Brechisen anzusetzen, es gibt noch Steine genug. Sie gehen miteinander durch die Wälder am Senkele, was da an überständigem Holz ist. Es liegt auch überall Eisen und Gerät herum, das von der Wehrmacht übrig blieb.

Auf Hände, die zupacken, kommt eigentlich alles an. Ja, sagen sie beide und sprechen am Abend kaum noch von ihrem Restaurant, dem verlorenen, sondern

von dem Flecklein Erde da hinten bei dem Einödhof, das die allein stehende Bäuerin gern abtreten will, um Nachbarschaft zu bekommen.

Im Herbst geht der Mann im Dorfe herum. Die Bauern kennen ihn schon, ein fleißiger Mann, er hat geholfen die Ernte einzubringen, immer sah man ihn mit seiner Frau auf den Feldern, in den Wiesen. Nun kommt er mit einer Bitte.

Einen Baum aus dem Walde? Es kommt einem Waldbauern nicht darauf an. Und da er sich ihn selber schlagen will, soll er ihn haben. Das „Vergelt's Gott“ wird gern dafür genommen. Die Holzer lachten erst, als sie den hageren Mann und die schwächige Frau mit Säge und Axt daher kommen sahen. Natürlich blieb ihnen die Säge im Holz stecken und ging bald nicht mehr hin und her. Da kamen sie mit einem Keil zu Hilfe. Und wie sie sahen, daß die beiden ihren Stamm nicht fortbrachten, luden sie ihn noch mit auf den Holzwagen. Der Mann half ihnen dafür beim Entästen, das war nicht so schwer für ihn.

In der Mühle betätigte er sich beim Aufschieben von Brettern. Dafür ließ der Müller seine Baumstämme mit durch den Gatter.

Auf die Hände kam es überall an.

Kaum der Schnee weg war, krachte es in dem alten Steinbruch. Teller tragen und Steine brechen, war zweierlei. Aber es ging um ein eigenes Häuschen.

In Markt Oberdorf stand die schwächige Frau an einer Ziegelpresse. Unaufhörlich stieß die stampfende Maschine die geformten Ziegelsteine heraus. Die Frau brachte sie zum Rundofen hin. Wieviel tausend Ziegelsteine, wieviel tausend Schritte im Tag! Der Wochenlohn wurde ihr in Ziegeln ausbezahlt.

Am Abend, wenn sie beide in ihrer Kammer saßen, rechneten sie zusammen, wieviel Ziegel und wieviel Steine sie schon beisammen hatten.

Aber der Kalk und die Nägel und das Glas für die Fenster? Es mußte wohl auch Geld sein.

Der Mann läuft durch die Dörfer: „Haben Sie nicht Lamm-, Ziegen- oder Hasenfelle zu verkaufen?“ Er bekommt sie für billiges Geld. Die Kürschner in der Stadt haben noch keine Auslandsware und nehmen, was sie bekommen, zahlen gut.

Es wird wieder Sommer und die ersten Beeren reifen in den Wäldern. Mann und Frau sammeln sie ein. Die Amis zahlen gut dafür — frische Walderdbeeren, sie sind ein Genuß.

Und dann ist schon wieder Heuernte. Jeden Tag läßt sich was verdienen. Am Abend aber saßen die beiden jetzt nicht mehr in der Kammer beim Planen und Rechnen, sondern standen auf dem Bauplatz, draußen beim Einödhofe in Schnarren, gruben den Grund, stampften den Beton, bauten die Mauer. Die Hände waren schon wie mit Leder besetzt, da ließ sich gut zupacken damit. Von Müdigkeit keine Spur. Ein neues Häuschen bauen, welch eine Lust! Maurer machen und Handlanger. Die schwächige Frau hatte immer nur mit dem Kochlöffel hantiert, aber Kalkanmachen versteht sie nun auch. Und der Mann, einst nur im tadellosen schwarzen Frack, war jetzt von einem Maurer kaum mehr zu unterscheiden.

Nur der Tag war immer so kurz, viel zu kurz.

Noch ehe das Grummet herein war, sahen die Leute von den Wiesen herüber und wunderten sich über das rote Dach, das da plötzlich am Hange leuchtete — ein neues Haus.

Der Wind blies ja noch durch die Fensterlöcher, durch die Türöffnungen, aber

daß nur die Mauern standen und ein Dach darüber war. Der Mann verträgt Zeitungen, geht mit Bürsten von Haus zu Haus. Die Frau arbeitet in den Hanfwerken in Füssen, sie arbeitet im Akkord und bringt alle Wochen eine runde Summe heim. Der Mann hat auch jeden Pfennig zusammengehalten.

Zum Frühjahr liefert der Tischler Fenster und Türen, ein Herd kann gekauft werden. Die Lichtleitung wird gelegt.

Manches geht jetzt auf Kredit. Ja, die Leute haben sich Kredit erworben. Das ist das andere Haus, das unsichtbar mit entstanden ist.

Die Erde rings um den Neubau wird aufgegraben und im Frühjahr mit Gemüse bepflanzt. Schlechte Erde, aber die Liebe der Menschen hilft dem Wachstum. Ein paar Obstbäume schlagen Wurzeln. Hinter dem Hause steht eine Kaninchenkiste. Für ein paar Kaninchen kann man ein Zicklein kaufen, das wächst heran und wird eine Milchziege. Ein Ferkel wird eingestellt, das sich davon nährt. Bis das Schwein seine hundert Kilo hat, kommt es unters Messer.

Der neue Hausbesitzer hätte es sich verdient, nun selbst einen Schmaus zu halten. Aber er geht im Dorfe herum und fragt, ob jemand Fleisch kaufen möchte? Er will es billiger lassen, als es sonst ist. Da kommen sie alle, und im Nu ist das Schwein pfundweise abgesetzt. Es ist Geld im Hause, es können die ersten Einrichtungsgegenstände gekauft werden.

Neben dem Haus ist ein Viehstall entstanden. Acht Mastschweine sind darin. Es ist auch schon der Platz für eine Kuh geschaffen worden. Vor dem Hause gackern Hühner.

Ein kleines Bauerngehöft voller Leben. Ganz aus eigener Kraft entstanden, durch dieses Nein und dieses Ja und diese Hände.



Die Ortsgruppe Rennerbanden beteiligte sich durch eine Gruppe von Waldarbeitern am Festzug anlässlich der 400 Jahrfeier von Hohenelbe.

Heiliger Abend der Ostarbeiterin

Von Hugo Scholz

Es war damals, als die Männer im Osten standen und daheim die Frauen schauen mußten, wie sie mit der Arbeit fertig wurden. Auch auf dem Bittnerhof stand die Frau allein mit Feld und Vieh. Nun aber hieß es, daß aus dem Osten Mägde gekommen seien, wer eine brauche, könne sich aussuchen, was ihm passe.

Die Bittnerin spannte den Gaul ein, den sie ihr noch gelassen hatten und fuhr damit in die Stadt auf den Bahnhof, wo die Ostarbeiterinnen verteilt wurden. Sie hätte freilich lieber eine deutsche Magd gehabt als eine Russin; denn wie sollte sie sich mit der verständigen? Und überhaupt: so eine im eigenen Hause. Doch die Erde forderte die Kraft, das Vieh brauchte Wartung. — Es mußte jemand her, wer es auch war.

Da standen sie nun auf dem Bahnhof, die Mägde aus dem Osten, wie eine zusammengetriebene Herde, und sie drängten sich ängstlich enger aneinander. Die Bauern aus den umliegenden Dörfern musterten sie wie das Vieh auf dem Viehmarkt. Sie sahen auf Füße und Hände und auf kräftige Nacken. Jeder suchte sich eine aus, wie er sie brauchen konnte, lud sie auf sein Wägelchen.

Die Bittnerin war ein wenig erschrocken darüber, wie man Menschen feilbot. Sie hatte bisher um eine Magd oft lange werben müssen. Hier hieß es einfach nur: „Komm!“

Die Bittnerin zögerte. Dabei hatten die anderen schon die besten ausgesucht und weggeführt. Nur diese eine Schwarze mit den finsternen Augen war übrig geblieben, niemand hatte sie haben wollen. Der Bittnerin blieb keine Wahl, so und so nicht. Sie trat zu der Schwarzen hin und fragte: „Wie heißt du denn?“ Keine Antwort. „Möchtest du zu mir kommen?“ Die Ostarbeiterin schaute sie nur ängstlich an.

Ein Mann in Uniform trat dazu. „Nicht lange fragen. Einfach mitnehmen. Komm!“

Die Russin griff nach ihrem kleinen Bündel.

„Was ich Ihnen noch sagen will, Frau Bittner, keine Vertraulichkeiten mit ihr. Hart anfassen. Auch kein gemeinsamer Tisch, keine Geschenke. Es wird streng bestraft.“

Die Bittnerin sagte nichts dazu, stieg auf den Sitz ihres Steirerwagens. Der Uniformierte faßte die Russin am Arm, schubste sie auf die Plattform des Wagens, auf der sonst Säcke lagen.

Als die Bittnerin aus der Stadt hinaus war, blieb sie stehen und deutete dem Mädchen an, sich zu ihr zu setzen. Nur zögernd folgte sie. Die Bittnerin breitete ihr die Choze mit über die Knie.

Auf dem Hofe angekommen, brachte sie der neuen Magd gleich Essen. Dann zeigte sie ihr den Stall und das Vieh. Die Kühe wandten ihre Köpfe und muhten. Die Magd griff gleich nach der Sense und mähte in der Wiese einen Schwaden Gras, das sie ihnen vorwarf. Abends griff sie nach dem Melkeimer. Bei der vertrauten Arbeit lockerten sich ihre harten Gesichtszüge und wurden weich, fast schön. Sie aß mit der Bittnerin und dem Kühjungen aus der gleichen Schüssel. Die Bitt-

nerin scherte sich nicht um das, was ihr der Uniformierte gesagt hatte. Sie rief die Ostarbeiterin mit ihrem Vornamen Ljubanka, so wie sie zu dem Kühjungen Gustl rief, sie machte keinen Unterschied zwischen ihnen.

In der Kammer war das Bett frisch überzogen. Die Ostarbeiterin wagte sich nicht hineinzulegen — sie war so lange im Viehwagen gesessen, bis von Rußland her, sie hatte sich nie waschen können. Die Bittnerin hatte schon in der Waschküche den Kessel angeheizt und die große Waschwanne bereitgestellt — für Ljuba. Es lag auch frische Wäsche auf dem Stuhl.

Ljuba zweifelte, ob das alles für sie sei. Die guten Augen und freundlichen Gebärden der Bittnerin erweckten ihr Vertrauen. Sie mußte an ihre eigene Mutter denken — und wo die nur hingekommen sein mochte? Sie hatten alle arbeitsfähigen Frauen aus dem Dorfe geholt. Ljuba war hierhergekommen, und es war alles schöner als in der kleinen Kate daheim.

Doch Ljuba konnte nicht schlafen. Sie horchte auf die Geräusche der Tiere nebenan im Stalle, und das beruhigte sie etwas.

Frühmorgens schon war sie beim Füttern und Melken und auf der Wiese, fuhr aufs Feld, lief barfüßig über die offene Erde und fühlte ihre Kühle, es war wie daheim in Rußland. Die Saaten waren grün, und es standen Lerchen darüber, abends schlugen Wachsteln. Das Korn wogte, und es standen rote Raden darin wie auf den Rainen zuhause. Es lag frisches Bauernbrot auf dem Tisch, und die Bittnerin zeichnete mit dem Messer ein Kreuz darüber, ehe sie es aufschnitt. Vieles erinnerte Ljuba an daheim und an ihre eigene Mutter.

Nun ging es schon auf den Winter zu. Nebel hüllte das fremde Dorf ein, die Höfe schienen wie die kleinen Katen des Heimatdorfes. Der heisere Ruf der Krähen klang vertraut. Es roch nach Schnee, er war weiß und flaumig wie am Rande der Steppe.

Und es weihnachtete.

Ljuba, die sich schon eingewöhnt hatte, überfiel jetzt eine große Bangigkeit. Es würde Weihnacht sein, und sie war von ihrer Mutter getrennt und von den Brüdern. Sie wußte nicht einmal, wo ihre Gedanken sie suchen sollten; der Krieg hatte sie auseinandergerissen und in fremde Weiten verstreut, vielleicht lebten sie gar nicht mehr.

Aber in der Weihnacht wurde Verborgenes sichtbar und Fernes rückte nahe — es war die Nacht der großen Offenbarungen. Ljuba hoffte, daß sie ein Zeichen erhalten werde von der Mutter und den Brüdern. Sie harrete dem Heiligen Abend entgegen.

Die Bittnerin spannte wieder den Gaul ein, fuhr in die Stadt, kam mit Paketen zurück, schirrte und richtete für das Fest. Ljuba tat ihre Arbeit, war in sich gekehrt und wartete nur auf die eine Stunde der großen Nacht, auf die sich all ihr Wünschen und Hoffen richtete. Im Hause duftete es nach frischem Striezel. Der Tisch war weiß gedeckt. Jede Kuh im Stalle hatte eine Scheibe Brot bekommen, die Bittnerin hatte ihnen ins Ohr gerufen: „s ist Weihnachten heute.“

Nun wartete sie in der Stube auf Ljuba. Sie war doch mit der Stallarbeit längst fertig. Wo blieb sie nur so lange?

Ljuba dachte nicht an den Striezel und an den weißgedeckten Tisch. Sie dachte nur an diese große Stunde, die ihr Erfüllung bringen würde. In ihrer Kammer

flammente die Kerze auf. Ljuba stellt sie mit bebender Hand auf den kleinen Tisch, hebt den Deckel der Lade und nimmt zwei Spiegel heraus, die sie ebenfalls einander gegenüber auf den Tisch stellt. Die Kerzenflamme knistert geheimnisvoll, der alte Schemel knackt, als sich Ljuba darauf niederläßt. Die Flamme schaut aus dem Spiegel, aus dem einen und aus dem andern. Ljuba sitzt dazwischen, starrt hinein und ihr Herz klopft so laut, als gingen Schritte draußen. Die Stunde ist da, die Schritte nähern sich und bald würde die Mutter sie aus dem Spiegel anschauen. Ljuba preßt ihre Hände auf ihr Herz, damit es ihr nicht aus der Brust springe vor Ungeduld und Freude.

Die Bittnerin hat vorn in der Stube lange gewartet. Nun geht sie, zu sehen, wo Ljuba eigentlich bleibt. Sie sieht durch die Ritzen ihrer Kammertür das Licht schimmern, drückt die Tür auf — da sitzt Ljuba und schaut verzückt in den Spiegel, hält die Hände wie betend empor und sagt immer nur: „Mutter — liebe Mutter!“ In ihrer gläubigen Verzückung merkt sie nicht, daß es nicht die eigene ferne Mutter ist, die sie aus dem Spiegel anschaut, sondern die Bittnerin, bis diese Ljuba sanft auf die Schulter klopft.

Ljuba fährt herum. Sie ist völlig verwirrt. Aus ihren Augen will Zorn brechen. Es ist ihr alles geraubt worden, sie sieht sich um ihr Glück betrogen. Und sie weint vor Schmerz.

Die Bittnerin streicht ihr mit der Hand übers Haar. „Sei still, Ljuba. Auch ich bin allein. Komm jetzt in die Stube, der Christbaum brennt schon.“

Nur schwer kann sie Ljuba beruhigen. Endlich folgt sie der Bittnerin. Unter dem Christbaum liegen Pakete mit goldenen Fäden verschnürt. Die Bittnerin hebt eines davon auf und reicht es dem Mädchen. „Das ist für dich, Ljuba. Die anderen sind für meine Söhne — bis sie wiederkommen werden.“

Auf dem Tisch steht die Schüssel mit Milch, es ist weißer Weihnachtsstriezel eingebrocht. Einige Löffel liegen daneben. „Für die andern, die heute nicht da sind“, sagt die Bittnerin. „Wir wollen beten, Ljuba, auch für deine Mutter und Brüder.“

Ljuba sieht die feuchten Augen der Frau, und es sind dieselben guten Augen, mit denen sie die Mutter angesehen hat, damals, als sie voneinandergerissen wurden. Auch die Stimme ist wie die ihrer Mutter. Und dann ist es Ljuba, als würde alle Verlassenheit von ihr und sie wäre daheim in dieser großen heiligen Nacht — daheim bei ihrer Mutter.

Die Kerzen brennen heller, ehe sie vertropfen, die Schatten sinken in die Winkel und Ecken, es ist alles so licht, auch in den Augen von Ljuba — es ist Weihnacht.

*Wo ich auch bin, bleib ich der Heimat nah, —
Ich kann doch nicht vergessen, was geschah —
Und grüße all die Schönheit aus der Ferne.
Erminia von Olfers-Batocki*

Inhaltsverzeichnis

Titelbild	1
Heimatbild	2
Heimatbild	3
Kalendarium	4— 27
Das Riesengebirge und das Braunauer Ländchen, Dr. Dominik Prokop, Abt	28— 30
Das Weberlied, Franz Schübel	31
Gräber in der Heimat, Else Schnabel	32
Aus der Geschichte der Stadt Freiheit, Alois Tippelt	33— 46
St. Georg reitet durch Böhmen, Hugo Scholz	47— 48
Naturereignisse in früheren Zeiten, Alois Klug	49— 52
P. Meinrad Alexius Nossek, Alois Klug	53— 58
Die Kapelle St. Katharina zu Kottwitz, Franz Schübel	59— 68
Kaiser Joseph im Riesengebirge, Johann Posner	69— 75
Franz, Anton v. Spork, ein Streiter für das Recht, A. Tippelt	76— 79
Erinnerungen an den 66er Krieg, Josef Ohndorfer	80— 81
Von den Glocken unserer alten Heimat, Franz Berger	82— 83
Christoph von Gendorf, Gründer von Hohenelbe, Johann Posner	84— 89
Das Trautenauer Malergeschlecht Russ, Walter Kammel	90— 92
Vor 100 Jahren, Franz Werner	93— 94
Prolog, Othmar Fiebiger	95— 97
Feldzeugmeister Ludwig Ritter von Benedek, Josef Rotter	98—103
Ein weißer Schwan in der Wüstenei, Hugo Scholz	104—105
Alte Geschichten aus der guten alten Zeit, Math. Jochmann	106—108
Vom Regen in die Traufe, Kurt Kuhn	109
Der Begründer der Leinenindustrie im Riesengebirge Johann Falts, Johann Posner	110—111
Msg. Prof. Dr. Stransky, † Theodor Pathy	112—113
Emil Schwantners Lebenslauf	114—115
Zwischen Jeschken on Schniekoppe, Paul Keller	116—117
Scherben, Ernst Redlich	118—119
Drei Prüfungen, Ein Maturant	120—124
Umbruch, Gustl Tham	125—126
Da droben, Karl-Heinz Jarsen	127
Seltene Naturerscheinungen, Franz Müller	128—129
Das Prüfungsthema, Ernst Kröhn	130
Vor 20 Jahren, Ernst Kröhn	131
Das verhinderte Hexenfeuer, Rudolf Hawel	132—133
Buchwerbung, Hugo Scholz	134
Die Hausschlüssel, Kurt Kuhn	135—136
Die Sage vom Jalla Pfeiff, Anton Feist	137
Fladbrecher und Leinenweber, H. Scholz	138—139
Wie ich in der alten Heimat eine neue entdeckte, (***)	140—142

Die andere Heimat	143—146
Die alte Säule, Oskar Kober sen.	147—148
Der Weberjunge, Hugo Scholz	149—150
Der schöne Zirkel, Alois Klug	151
Bis auf einen, Fritz Müller	152
Sie hatten nur ihre Hände, H. Baldesbauer	153—155
Heiliger Abend der Ostarbeiterin, Hugo Scholz	156—158
Inhaltsverzeichnis	159—160



Kukus

Das schöne Portal der Stiftskirche der untere Eingang führt zur gräflichen Gruft.